8°BA
Gall.rev.
1027
g-1

BA
Ga no. 1027 g/(1

<36624324090014 S

<36624324090014

Bayer. Staatsbibliothek



DENKBUCH der Franzoesischen Revolution

vom ersten Aufruhr in der Vorstadt St. Antoine den 28sten April 1789. bis zum Todestag **LUDWIG'S XVI.** den 21sten Januar 1793. in 42 Kupfern, mit einem erläuternden Text

von

Franz Eugen Freiherrn von Seida und Landensberg

Königlich Baierischem Kämmerer, Regierungsrath, und Ritter des St. Michaelis Ordens, in Augsburg.

Erster Band

Neue Auflage

MEMMINGEN

In der Christoph Müller'schen Buch- und Kunsthandlung

(1815)
Bd 1 1815 oder später
(1. Aufl.: 1815
Bd 2 1819
A 165/289

Bayerische
Staatsbibliothek
München

VOR- UND FÜR-WORT DES ERKLÄRERS.

Unter allen Epochen der Geschichte zeichnet sich die der französischen Revolution am Ende des 18. und am Anfange des 19. Jahrhunderts, als die merkwürdigste aus. Keine war so fürchterlich erhaben in ihren Erscheinungen, keine so entscheidend in ihren Folgen. Gleich einem wüthenden Vulcane erschütterte sie den ganzen Erdboden. --- Europa schien ihr Raub zu werden; --- ungeheure Kräfte wurden entwickelt, eine allgemeine Gährung der Gemüther veränderte alle frühern Begriffe, und im schnellen Wechsel sah man alle Formen herrschender Gewalt in voller Uebung. Monarchische, aristocratische, oligarchische und democratische Systeme stürzten so rasch als sie entstanden waren. --- Dem alten Königthume folgt anarchischer Terrorismus, und endlich erhob sich aus den Trümmern republikanischer Gräuel das dräuende Gespenst einer Universal-Monarchie.

Da vereinte die Gefahr alle Mächte in einen unerschütterlichen Bund gegen den Usurpator --- und er fiel! Der Sieg war mit der gerechten Sache, der alte Stamm der Bourbonniden bestieg wieder den angeerbten Thron, und Friede ward der erschöpften Menschheit.

Was kann wohl lehrreicher seyn, als am Ende dieser Epoche auf ihr Beginnen zurück zu blicken, und an einem sichern Leitfaden das Labyrinth zu durchwandeln. Hiezu hat nun der würdige Herausgeber dieses Denkbuch bestimmt, welches die bedeutendsten Momente jener Epoche aushebt und bildlich darstellt.

Diese Gallerie revolutionärer Scenen, ist nach dem Sinne des Herausgebers für Jedermann, besonders auch für das schöne Geschlecht und die Jugend bestimmt.

Hierdurch werden dem Erklärer viele besondere Pflichten auferlegt; er darf nicht mit der geschichtlichen Erzählung allein sich beschäftigen, er mufs auch auf die Bezeichnung des Locals, welches in den Kupfern mit seltner Treue dargestellt ist, Rücksicht nehmen, auf den artistischen Werth der Blätter aufmerksam machen, und in manche Details eingehen, welche freylich dem unterrichteten Leser überflüssig scheinen mögen.

Diese Bemerkung scheint mir nöthig, um so manche Umständlichkeit zu entschuldigen, und so manche scheinbare Vernachlässigung zu rechtfertigen. Man erwarte hier keine vollständige Geschichte der französischen Revolution, (diese findet der Geschichtsforscher in so manchem trefflichem Werke) sondern nur die Erklärung der Kupfer mit beständiger Hinsicht auf das mannigfaltigste Publikum.

Endlich glaubt der Erzähler sich selbst und dem Publikum die Erklärung schuldig zu seyn, dafs er keiner Parthey gehuldigt, sondern die Wahrheit mit dem redlichsten Eifer gesucht habe. --- Sollte irgendwo ein falscher Wahn ihn irre geführt haben, so verzeihe man der Schwäche des Menschen --- der Wille war gut.

Augsburg im Januar 1815.

INHALTS - VERZEICHNISS.

Blatt	I.	Erster Aufruhr in der Vorstadt St. Antoine, den 28. April 1789.	Seite 1
»	II.	Eröffnung der Reichsstände zu Versailles, den 5. May 1789.	4
»	III.	Zusammenkunft der National-Versammlung im Ballspielhause zu Versailles, den 19. Junius 1789.	8
»	IV.	Der Pöbel befreyet mehrere in Verhaft genommene Soldaten, und führt sie triumphirend durch die Strafsen, den 30. Junius 1789.	11
»	V.	Camilles Desmoulins predigt Aufruhr im Palais royal, den 12. Julius 1789.	13
»	VI.	Man trägt die Brustbilder des Herzogs von Orleans und Herrn Neckers auf den Platz Ludwigs XV., den 12. Julius 1789.	16
»	VII.	Waffenplünderung aus der königlichen Rüstkammer, den 13. Julius 1789.	19
»	VIII.	Eroberung der Bastille, den 14. Julius 1789.	22
»	IX.	Waffenplünderung im Invalidenhause, Morgens den 14. Julius 1789.	27
»	X.	Die Kanonen werden von Paris nach Montmartre gebracht, den 15. Julius 1789.	29
»	XI.	Ankunft des Königs beym Stadthause, den 17. Julius 1789.	32
»	XII.	Foulons Ermordung auf dem Grêve-Platze, den 23. Julius 1789.	35
»	XIII.	Im Hafen St. Paul wird ein Schiff mit Schiefspulver angehalten, den 6. August 1789.	38
»	XIV.	Besenval wird in ein altes festes Schlofs zu Brie Comte Robert gebracht, den 10. August 1789.	40
»	XV.	Patriotische Geschenke der Künstlerfrauen von Paris, den 7. September 1789.	42
»	XVI.	Die Fahnen der National-Garde von Paris werden in der Kirche Notre Dame eingeweihet, den 12. Sept. 1789.	43
»	XVII.	Gastmal der Gardes du Corps im Opernsaale zu Versailles, den 1. October 1789.	45
»	XVIII.	Die Halleweiber ziehen nach Versailles den König abzuholen, den 5. October 1789.	48
»	XIX.	Der König verspricht mit seiner Familie nach Paris zu kommen. Die Artillerie giebt eine Salve vor dem Schlosse zu Versailles, den 6. October 1789.	53
»	XX.	Der König kömmt mit seiner Familie unter einer Bedeckung von mehr denn dreyfsig tausend Menschen in Paris an, den 6. October 1789.	56

Blatt XXI. Favras muſs vor dem Thore der Kirche zu Notre Dame sein eigenes Todesurtheil ablesen, den 19. Februar 1790. ---- 57

» XXII. Bundesfest der Franzosen, den 14. Julius 1790. ---- 61

» XXIII. Fischerstechen zur Verherrlichung des allgemeinen Bundesfestes, gegeben den 18. Julius 1790 ---- 64

» XXIV. Desille's Tod zu Nancy, den 31. August 1790. ---- 66

» XXV. Der Maire von Paris geht in den Palast, um die Parlements-Papiere zu versiegeln, im November 1790. 69

» XXVI. Plünderung des Hotels de Castries in der Vorstadt St. Germain zu Paris, den 15. November 1790. ---- 70

» XXVII. Die ersten Tage des Maymondes zu Paris 1791, oder die von der National-Versammluung, den 19. Hornung 1791 decretirte zollfreye Einfuhr. ---- 72

» XXVIII. Ereigniſs zu Vincennes, den 28. Februar 1791. ---- 73

» XXIX. Den in den Tuillerien anwesenden Edelleuten werden alle Waffen gewaltsam abgenommen, d. 28. Horn. 1791. 76

» XXX. Mirabeau's Leichengepränge, den 4. April 1791. ---- 77

» XXXI. Freye Einfuhr nach Paris, den 1. May 1791. ---- 80

» XXXII. Gefangennehmung des Königs Ludwig zu Varennes, den 22. Junius 1791. ---- 80

» XXXIII. Ludwig wird von Varennes zurück nach Paris gebracht, den 25. Junius 1791. ---- 84

» XXXIV. Voltaire's Triumph, den 11. Julius 1791. ---- 86

» XXXV. Publication des Kriegsgesetzes auf dem Marsfelde, den 17. Julius 1791. ---- 88

» XXXVI. Proclamation der Constitution auf dem Marktplatze des Innocents, den 14. September 1791. ---- 90

» XXXVII. Mordscenen in der Kirche der Barfüſser zu Avignon, den 16. October 1791. ---- 92

» XXXVIII. Erstes Fest der Freyheit, bey Gelegenheit der Schweitzer von Chateau-vieux, den 15. April 1792. ---- 94

» XXXIX. Tod des Generals Dillon in der Stadt Lille, den 29. April 1792. ---- 96

» XL. Blutscene am 10. August 1792. ---- 98

» XLI. Ludwig des XVI. letzte Zusammenkunft mit seiner Familie, den 20. Jenner 1793. ---- 103

» XLII. Ludwig der XVI. mit seinem Beichtvater Edgeworth vor seinem Tode, den 21. Jenner 1793. ---- 106



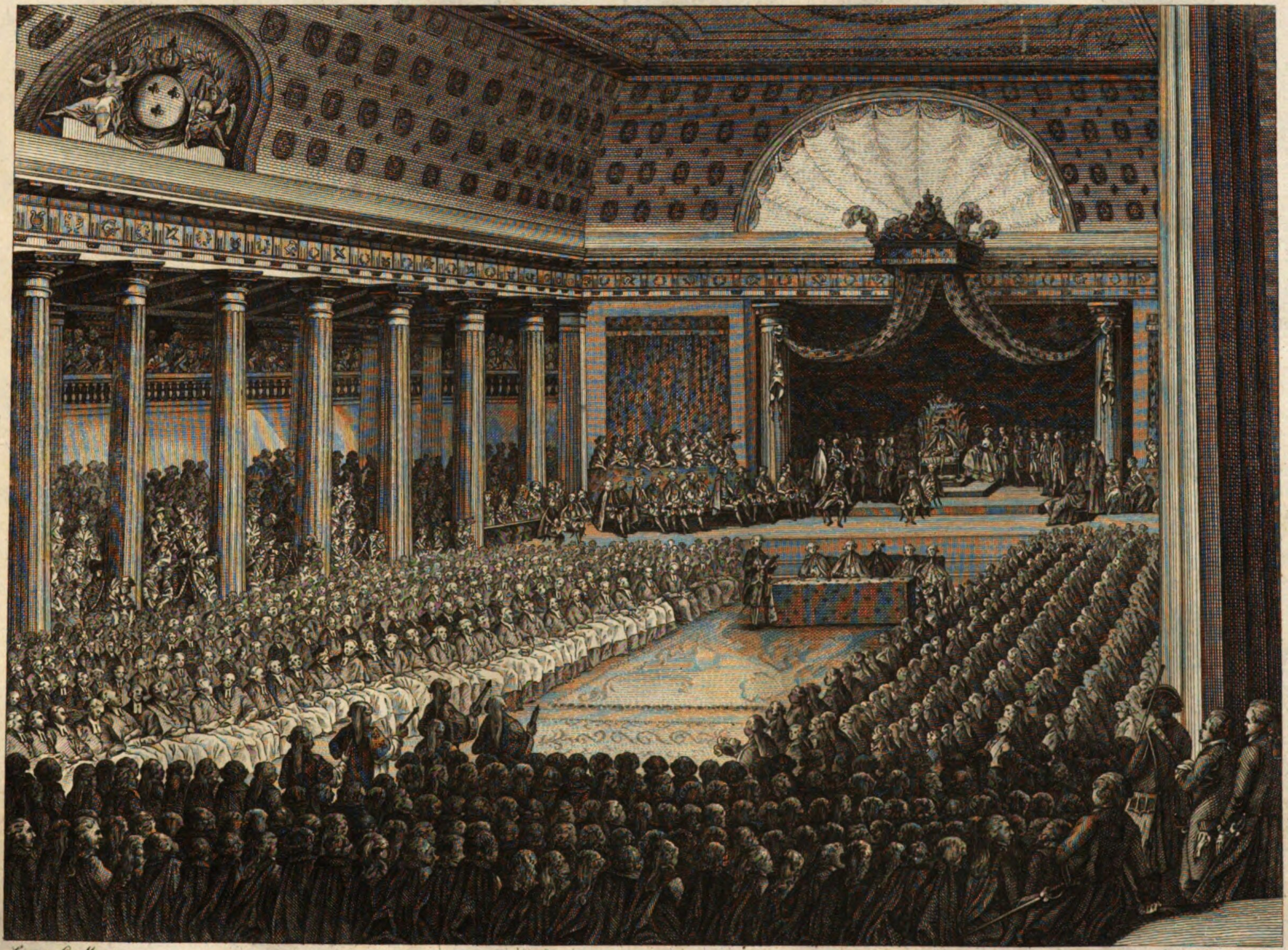
Gez. v. Vray. Gest. v. H. Wilmar 1818.

Erster Aufruhr in der Vorstadt St Antoine,

den 28 April 1789.

No. I

Bayerische
Staatsbibliothek
München



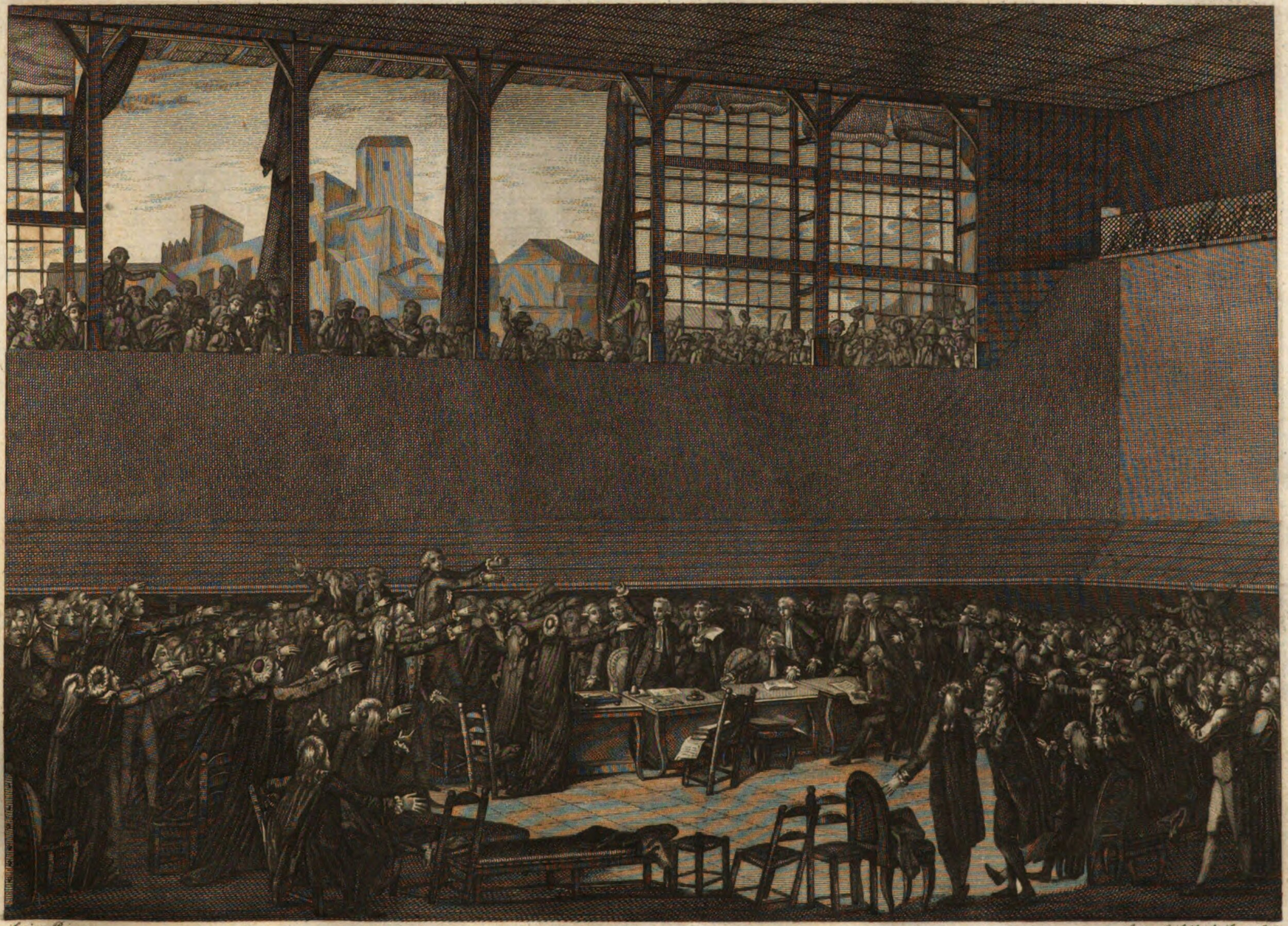
Gez. v. C. Monet

Gest. v. C. Schleich J.r 1818

Eröffnung der Reichs - Stände zu Versailles,

den 5 May 1789.

N.o II



Gez. v. Prieur. Gest. v. C. Schleich Sen. 1818.

Zusamenkunft der National = Versammlung im Ballspielhause zu Versailles,

den 19ten Junius 1789.

No. III



Gez. v. Prieur. Gest. v. Saml. Gyin 1818.

Der Poebel befreyet mehrere in Verhaft genommene Soldaten, und führt sie triumphirend durch die Straßen,

den 30 Junius 1789. *No. IV.*



Gez. v. Prieur

Gest. v. A. Klauber 1818.

Camillus Desmoulins predigt Aufruhr in dem Palais royal,

den 12ten Julius 1789

N.o V.



Gez. v. Prieur. Gest. v. Sam.l Gysin 1818.

Man trägt die Brustbilder des Herzogs von Orleans und Herrn Nekers, auf den Platz Ludwigs XV, den 12ten Julius 1789.

No. VI.



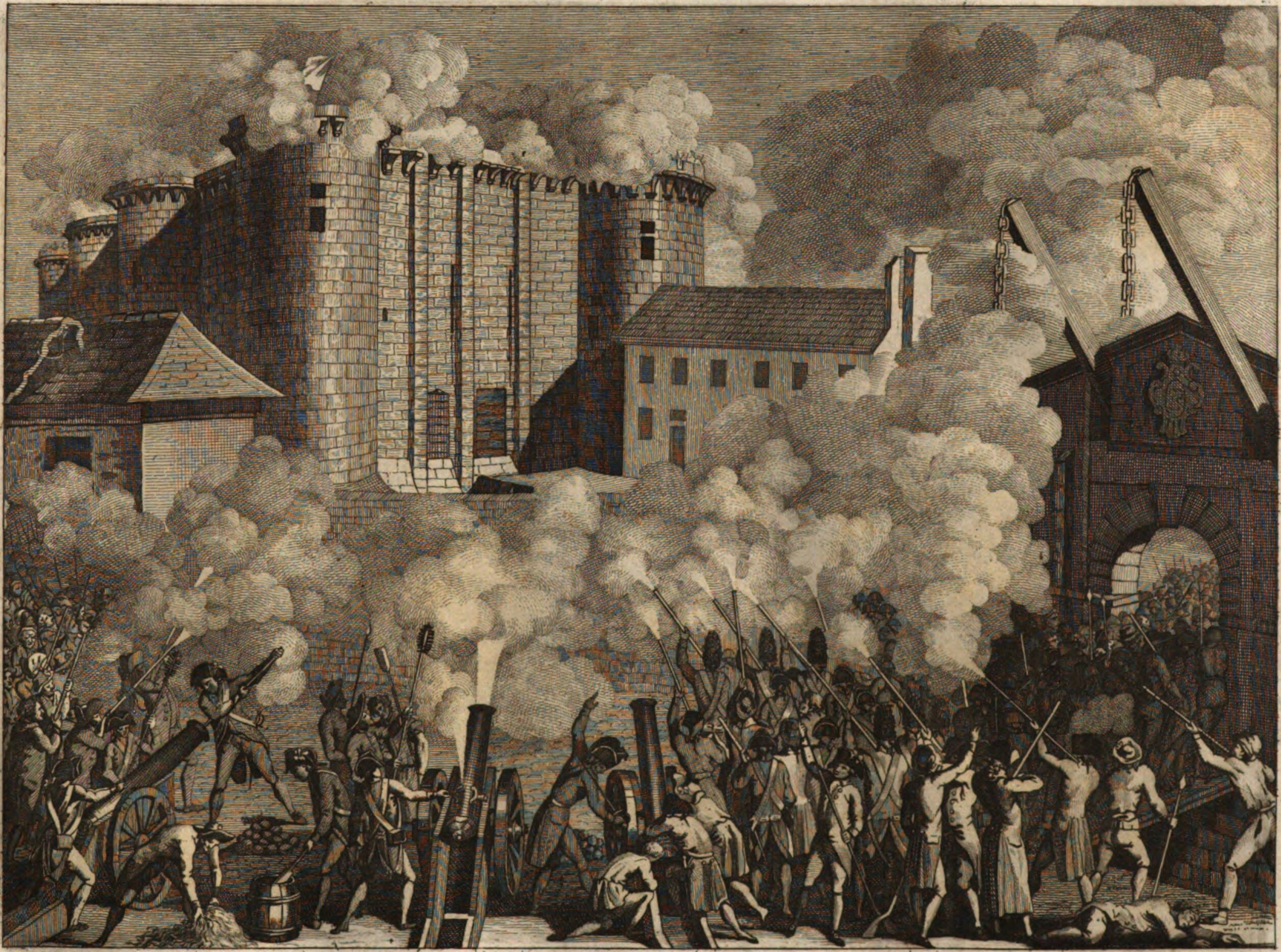
Gez. v. Prieur

Gest. v. Ant. Krüger 1818.

Waffenplünderung aus der königlichen Rüſtkammer,

den 13 Julius 1789.

Nº VII.

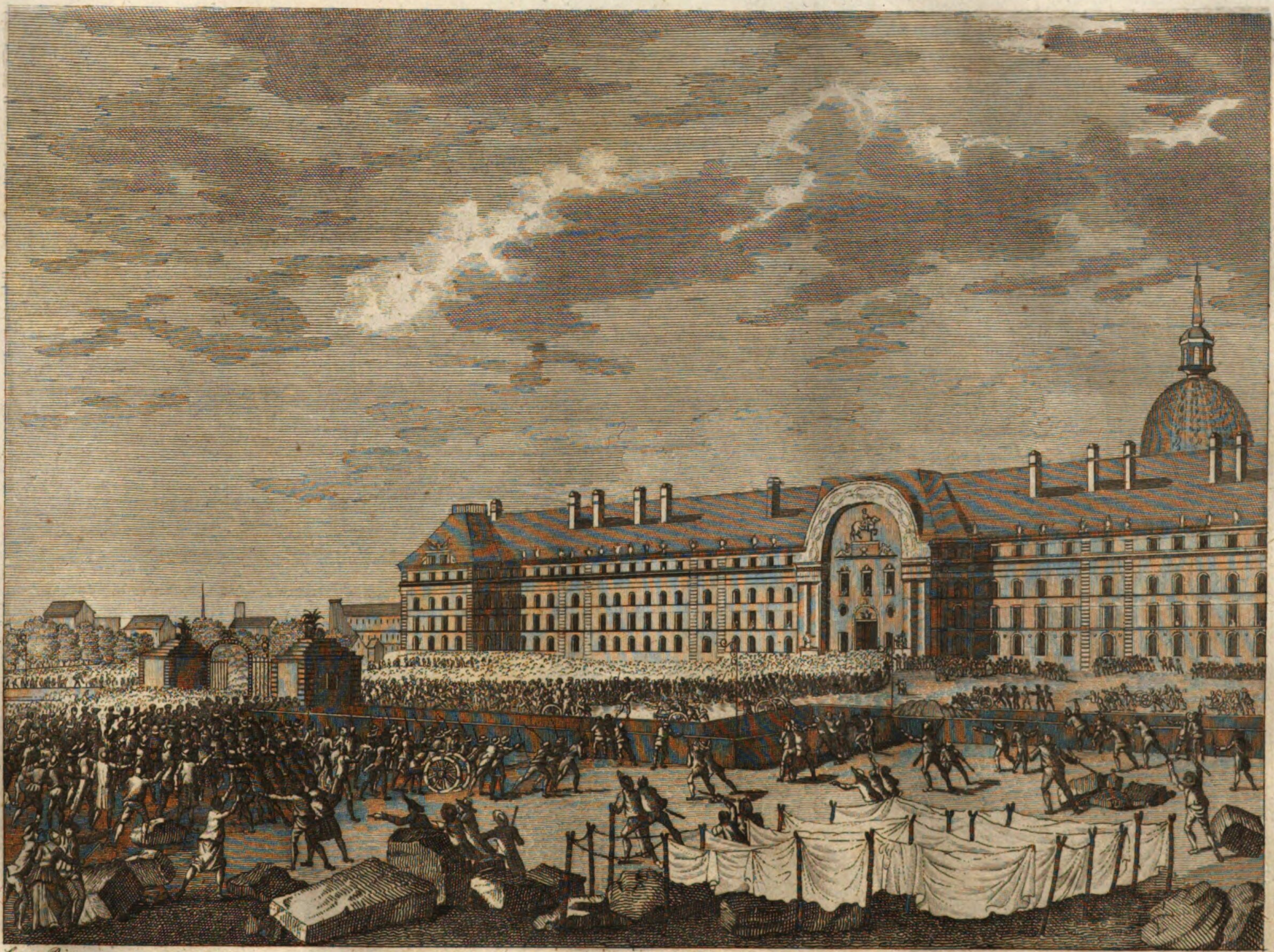


Gez. v. Prieur. Gest. v. Ant. Krüger 1818.

Eroberung der Bastille,

den 14 Jul. im Jahr 1789.

No. VIII.



Gez. v. Prieur. Gest. v. J. Gysin 1818.

Waffenplünderung im Invaliedenhause,

Morgens den 14ten Julius 1789.

N.o IX.



Gez. v. Prieur. Gest. v. Jos. Hetter 1818.

Die Kanonen werden von Paris nach Montmartre gebracht,

den 15 Jul. 1789.

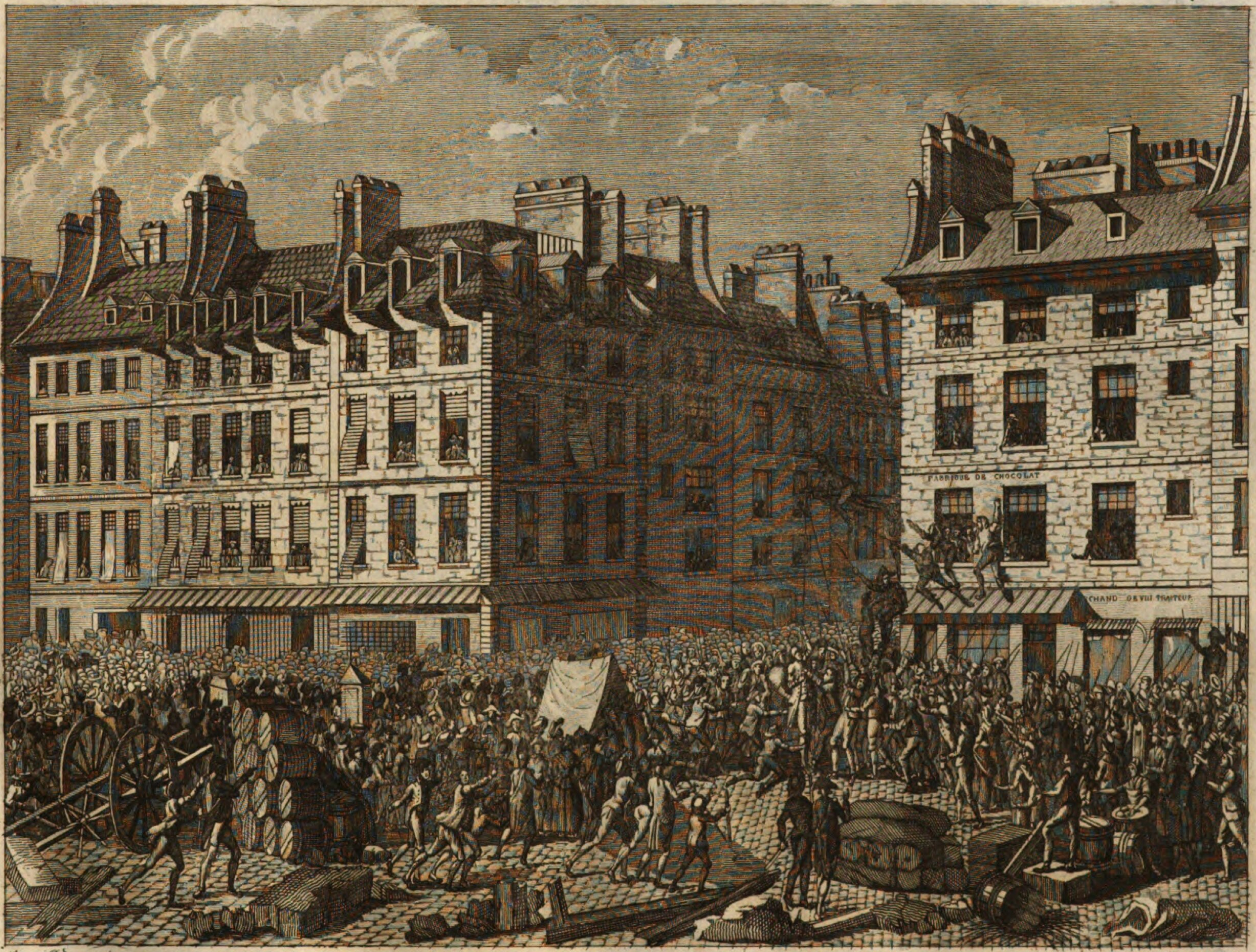
No. X.



Gez. v. Prieur. Gest. v. Willmar 1818.

Ankunft des Königs beym Stadthause,
den 17 Julius 1789.

No. XI.



Gez. v. Prieur. Gest. v. Saml. Gysin 1818.

Foulons Ermordung auf dem Grêveplatz,

den 23ten Julius 1789. N.o XII.



gest. v. H. Willmaar.

Im Hafen St. Paul wird ein Schiff mit Schiesspulver angehalten,
den 6. August 1789.

N° XIII.



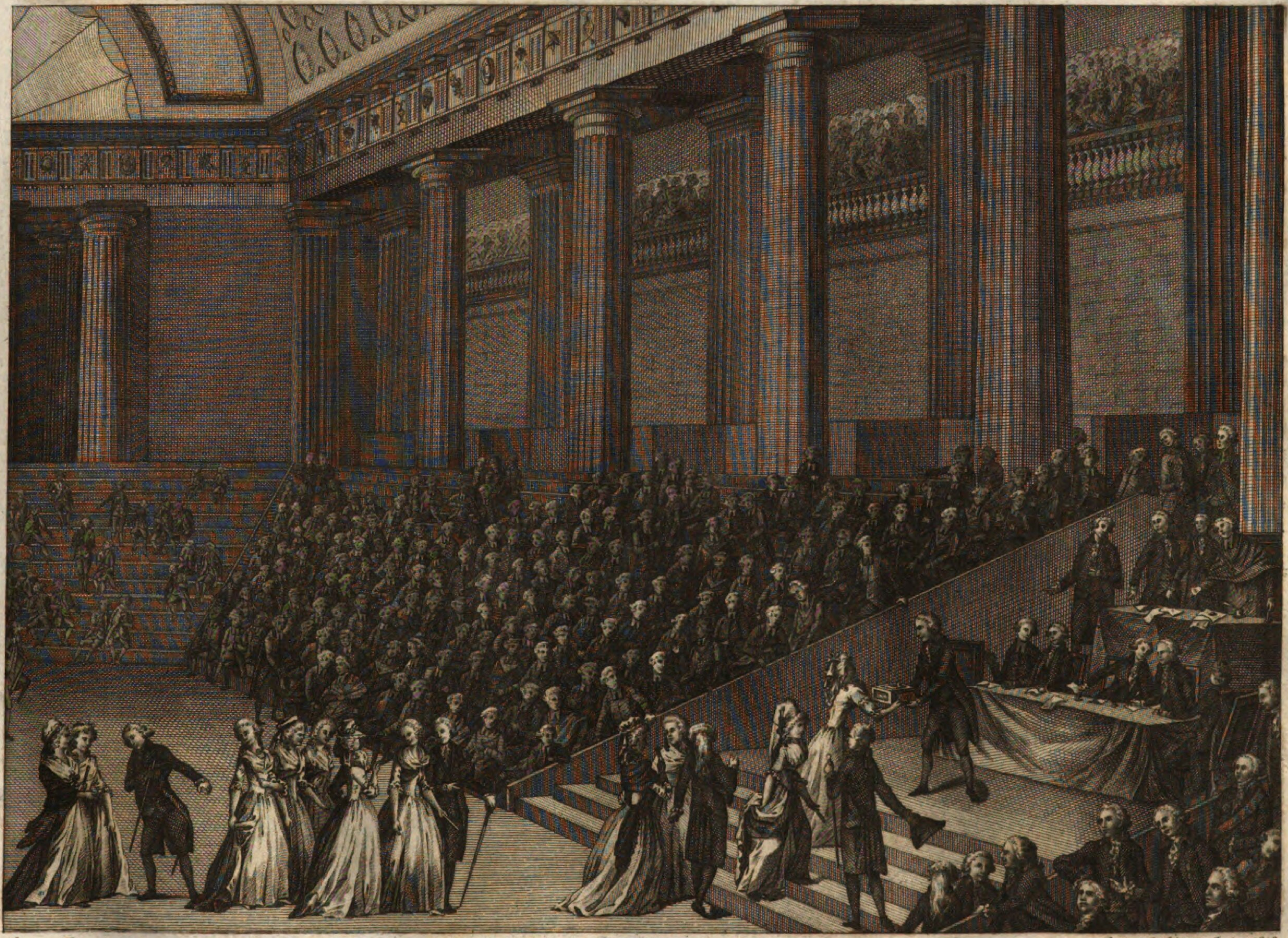
Gez. v. Prieur

Gest. v. Ant. Krüger 1818.

Besenval wird in ein altes festes Schlofs zu Brie Comte Robert gebracht,

den 10 Aug. 1789.

No. XIV.



Gez. v. Prieur. Gest. v. C. Schleich Junior 1818.

Patriotische Geschenke der Künstlerfrauen von Paris,
den 7ten September 1789.

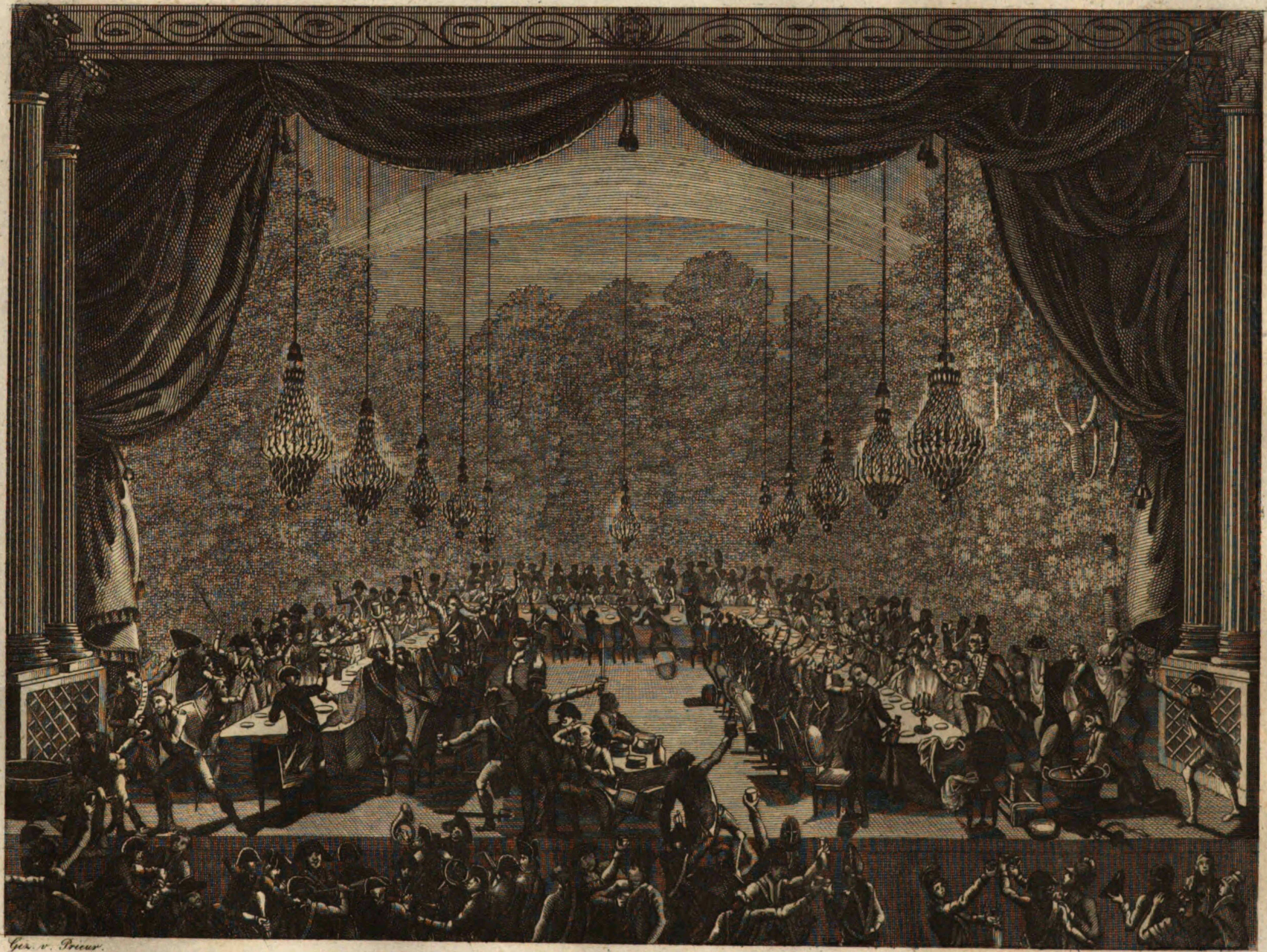
No. XV.



gez. v. Prieur — gest. v. A. Gleich 1818.

Die Fahnen der National-Garde von Paris, werden in der Kirche Notre Dame eingeweihet,

den 12. Sept. 1789. — No. XVI.



Gez. v. Prieur. | Gest. v. Saml. Gysin 1818.

Gastmahl der Gardes du Corps im Opernsaale zu Versailles,
den 1ten October 1789.

No. XVII



Gez. v. Prieur *Gest. v. J. Gyrin 1818.*

Die Halleweiber ziehen nach Versailles den König abzuholen,

den 5ten October 1789. *No. XVIII*



Gez. v. Prieur. Gest. v. Saml. Gysin 1818.

Der König verspricht mit seiner Familie nach Paris zu kommen.
Die Artillerie giebt eine Salve vor dem Schloſse zu Versailles,
den 6ten October 1789

No. XIX.

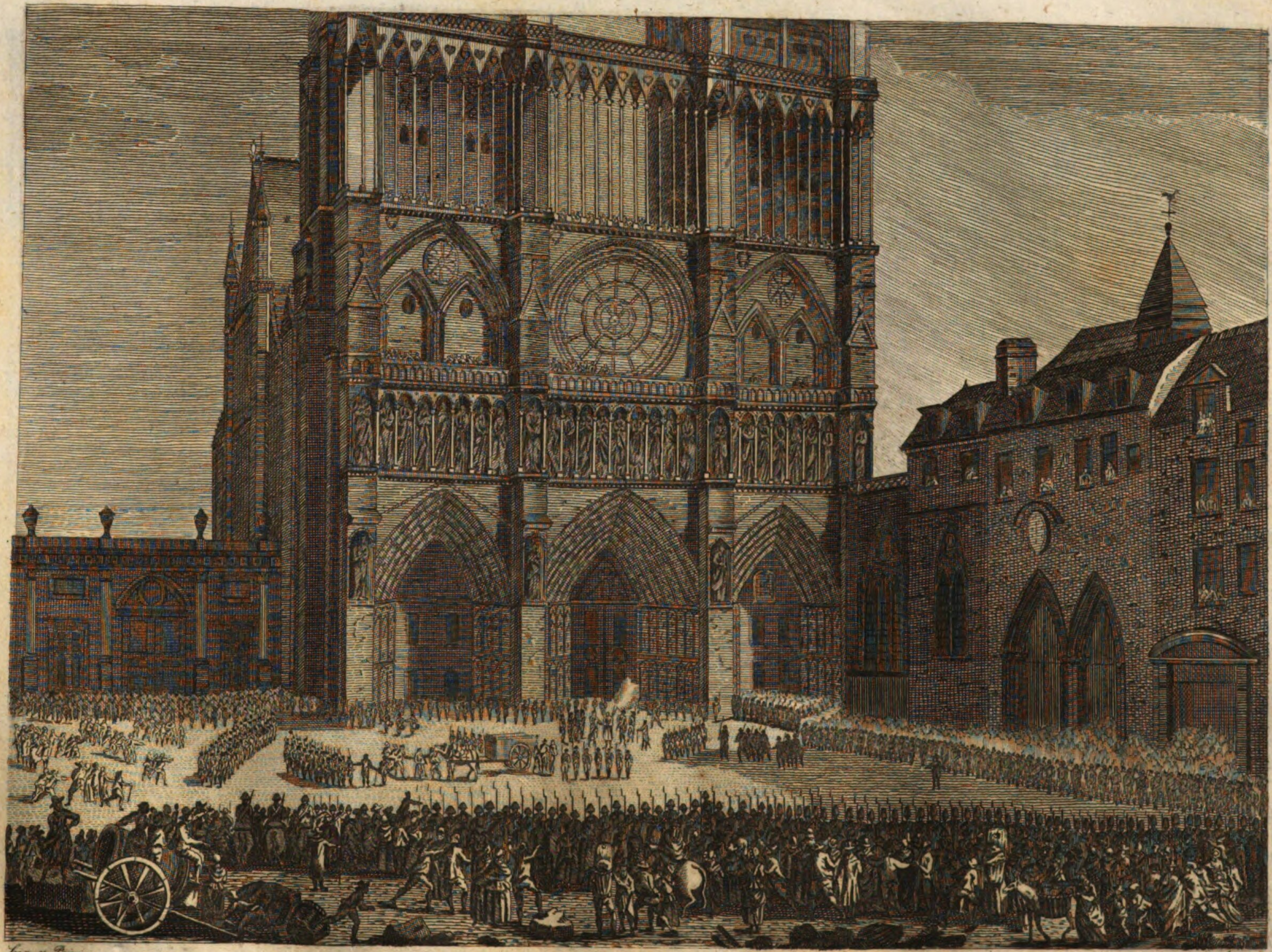


Gez. v. Prieur. Gest. v. Gysin 1818.

Der König kömmt mit seiner Familie unter einer Bedeckung von mehr denn dreysig tausend Menschen in Paris an,

den 6 October 1789.

N.° XI



Gez. v. Prieur. Gest. v. M. Gleich 1818.

Favras muſs vor dem Thore der Kirche zu Notre Dame ſein eigenes Todesurtheil ableſen,

den 19 Februar 1790.

No. XXI



Gez. v. Duplessi Bertaux. Gest. v. Jos. Hatter 1818.

Bundesfest der Franzosen,

den 14ten Juli 1790. No. XXII.



gest. v. L. Gleich 1818.

Fischerstechen zur Verherrlichung des allgemeinen Bundesfestes, gegeben den 18. Julius 1790.

N°. XXIII.



Gez. v. Prieur. Gest. v. Saml. Gysin 1818.

Désille's Tod zu Nancy,

den 31ten August 1790. N.º XXIV.



Gez. v. Prieur — Gest. v. A. Gleich 1818.

Der Maire von Paris geht in den Pallast, um die Parlements-Papiere zu versiegeln,

im November 1790. — No. XXV



Gez. v. Prieur. Gest. v. I. Geiger 1818.

Plünderung des Hotels de Castries in der Vorstadt S.t Germain zu Paris,

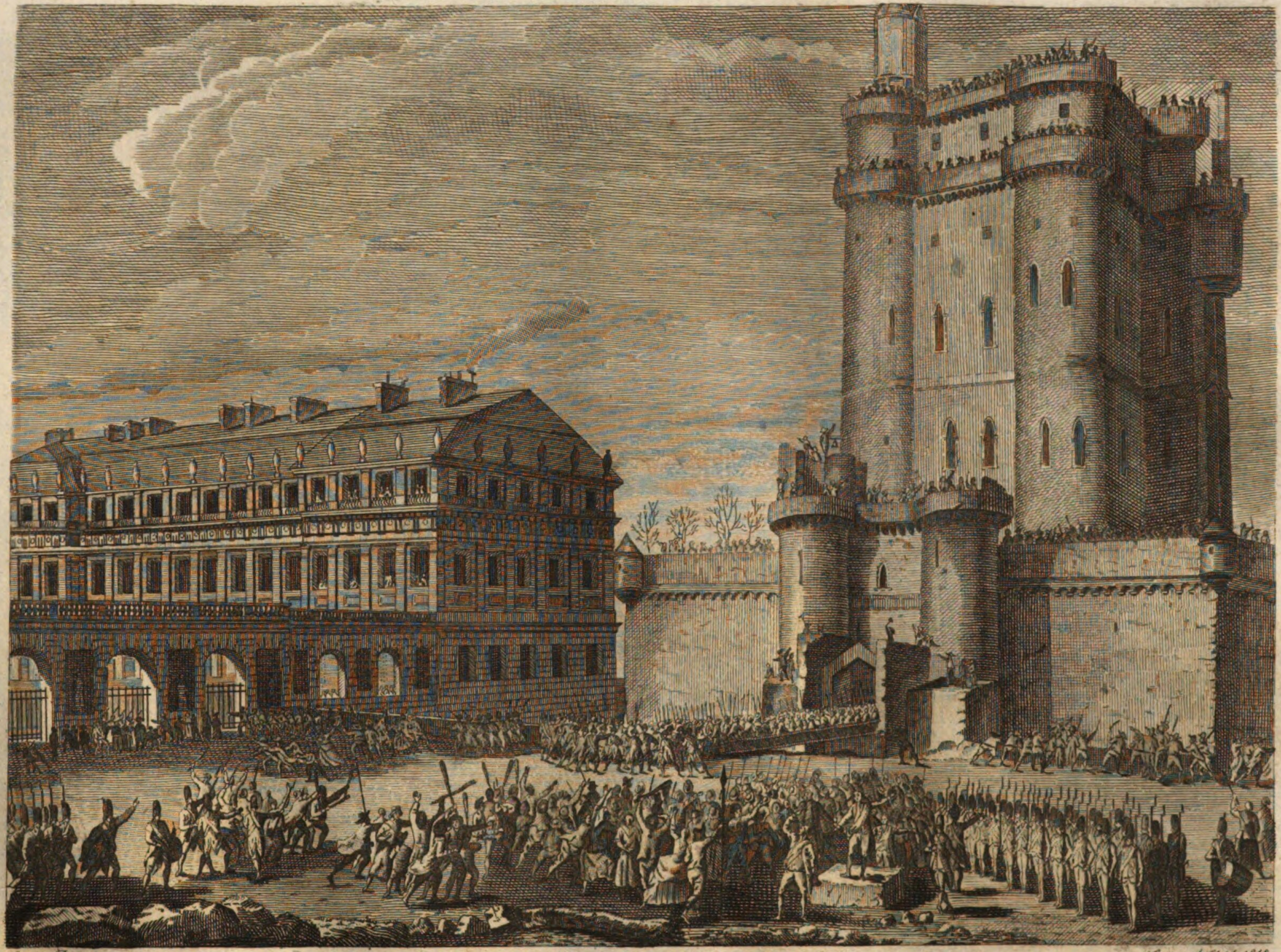
den 13.ten Novemb.r 1790. N.o XXVI



Gez. v. Menier. *Gest. v. Mich. Gleich 1818.*

Die ersten Tage des Maymondes zu Paris 1791,
oder die von der National - Versammlung, den 19ten Hornung 1791
decretierte zollfreye Einfuhr.

N.o XXVII.



Gez. v. Prieur. Gest. v. A. Gleich 1818.

Ereignifs zu Vincennes,

den 28ten Februar 1791.

No. XXVIII.



Gez. v. Prieur. Gest. v. M. Gleich 1818.

Den in den Tuillerien anwesenden Edelleuten werden alle Waffen gewaltsam abgenommen,

den 28 Hornung 1791.

No. XXIX



Gez. v. Prieur.

Gest. v. Alois Gleich 1818.

Mirabeaus Leichengepränge

den 4ten April 1791.

No. XXX.



gez. von Prieur — gest. von Willmaar 1818.

Freye Einfuhr nach Paris,

den 1ten May 1791.

No XXXI.



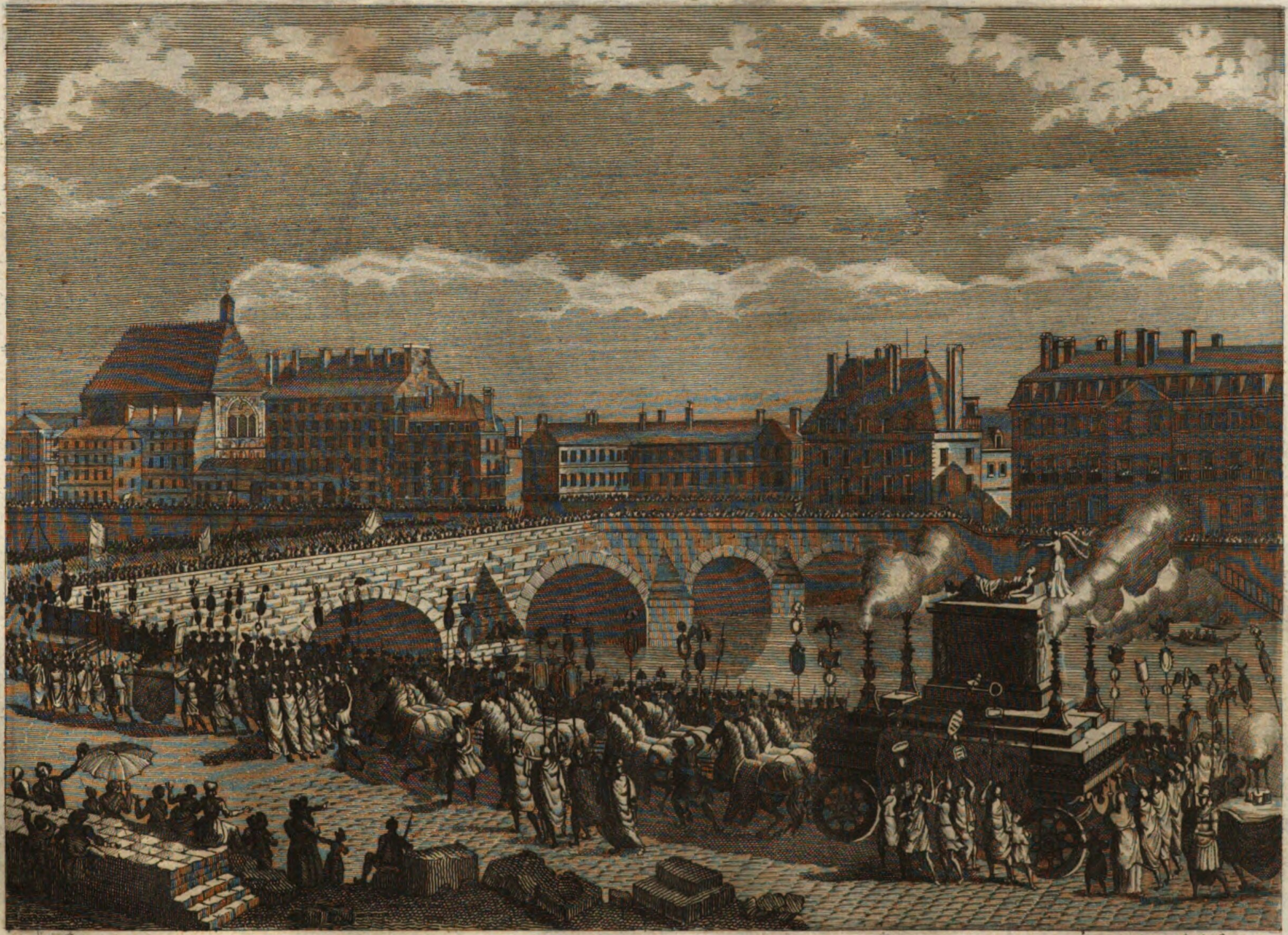
Gez. v. Prieur

Gest. v. Saml. Gysin 1818.

Ludwig wird von Varennes zurück nach Paris gebracht.

den 25ten Junius 1791.

No. XXXIII



Gez. v. Prieur

Gest. v. Saml. Gysin 1818.

Voltaire 's Triumph,

den 11ten Julius 1791.

No. XXXIV.



Gez. v. Prieur. Gest. v. A. Krüger 1818.

Publication des Kriegsgesetzes auf dem Marsfelde,

den 17 Julius 1791.

N.º XXXV.



Gez. v. Prieur

Gest. v. Saml. Gysin 1818.

Proclamation der Constitution auf dem Marktplatze des Innocens,

den 14ten September 1791.

No. XXXVI.



Gez. v. Prieur　　　　Gest. v. Saml. Gysin 1818.

Proclamation der Constitution auf dem Marktplatze des Innocens,

den 14ten September 1791.　　　　N° XXXVI.



Gez. v. Drever *Gest. v. Jos. Hutter 1818.*

Mordscenen in der Kirche der Baarfüſser zu Avignon,

den 16 Oct. 1791.

Nº XXXVII



Gez. v. Prieur.

Gest. v. Saml. Gysin 1818.

Erstes Fest der Freyheit, bey Gelegenheit der Schweitzer von Chateau = Vieux,

den 15ten April 1792.

No. XXXVIII.



Gez. v. Prieur Gest. v. M. Gleich 1818.

Tod des Generals Dillon in der Stadt Lille,

den 29ten April 1792.

No. XXXIX



Gez. v. Monnet. Gest. v. Saml. Gysin 1818.

Blutscene,

am 10ten August 1792.

No. XI.



Gemalt v. Benazeck.

Gest. v. J. C. Bock 1818.

Ludwig d. XVI. mit ſeinem Beichtvater Edgeworth vor seinem Tode,

den 21. Jänner 1793.

№ XLII.

BLATT I.

Erster Aufruhr in der Vorstadt St. Antoine, den 28. April 1789.

Aus wiederholten erschütternden Stürmen hatte sich Frankreich stets glänzender wieder erhoben; — Heirathen und Kriege hatten seit wenig Jahrhunderten seine Grenzen mächtig erweitert; mit seltenem Glücke herrschte der Stamm der Bourboniden. Der gute Heinrich der IV. hatte die Wunden der bürgerlichen Kriege schnell genug geheilt; sein Enkel Ludwig der XIV. (welcher seinem Jahrhunderte seinen Namen gab) machte Europa zittern; Flandern und Hennegau, Elsafs und die Franche-Comté wurden seinem Reiche eigen; seinen Enkel setzte er auf Spaniens Thron, und indem er, durch den allgewaltigen Andrang der gegen ihn Verbündeten, vernichtet schien, stand er plötzlich da, mächtiger als je. Auch unter dem fünfzehnten Ludwig scheiterten Eugens und Marlboroughs Helden-Plane an Frankreichs Glücke; sein Gewicht blieb grofs in Europas Wagschale, und die Vermählung des Thronerben mit einer Prinzessin aus dem mächtigen Hause Oesterreich, schien sein Uebergewicht auf immer zu sichern.

Doch herrschte Frankreich noch allgewaltiger durch die Meinung als durch die Waffen; in allen policirten Staaten huldigte man französischen Sitten, französischen Moden, französischer Litteratur.

Seit den neuesten Zeiten des weltherrschenden Roms, hatte kein Reich so hohen Glanz errungen — aber indem es alle Staaten durch äufsern Schimmer blendete, nagte Zerstörung an dem Kerne seines Daseyns; der Verfall der Sitten mufste endlich den Verfall des Reiches nach sich ziehen. Unaufhörliche Kriege und der Glanz des Hofes hatten schon seit Ludwig dem XIV. die Finanzen zerrüttet; nur eines Colberts Genie vermochte die ungeheuern Lücken zu füllen, welche Bedürfnifs und Verschwendung stets öffneten. Unter der folgenden Regierung wuchs die Verwirrung; Auflagen über Auflagen erdrückten das Volk; der Uebermuth und die Verschwendung der Grofsen machte ihm sein Elend noch fühlbarer, und die Art, wie man die Abgaben eintrieb, mufste es empören. Allgemein war der Hafs gegen die General-Pächter, welche auf Kosten der Nation unermefsliche Reichthümer häuften, und gegen ihre

Gehülfen, welche mit roher Fühllosigkeit der Armen noch spotteten, welche sie beraubten. Auch der Druck des Feudalsystems, der *Lettres de cachet*, und andere Maasregeln despotischer Gewalt wurden unerträglicher, nachdem die Litteratur allgemeiner verbreitet, das Volk über seine Rechte als Menschen und als Volk belehrt hatte.

Voltaires Spöttereyen hatten die heilige Scheu vor Religion, Thron und Adel vernichtet, Rousseau durch seinen *Contrat social* die Ideen von Freyheit und Gleichheit mächtig geweckt. Das gemeine Volk murrte, der mittlere Stand raisonnirte, die Grofsen fuhren fort zu schwelgen und rissen blind den Staat, den Monarchen und sich selbst dem Abgrunde zu. Ein Reiner stand Ludwig der XVI. in dem Getümmel, aber der unerforschliche Rathschlufs des Ewigen bestimmte, dafs das Reinste zum Opfer fallen sollte — zur Entsühnung! —

Mit dem redlichsten Willen suchte er das beste des Volkes, und Rettung von der finanziellen Zerstörung; aber das Uebel war zu weit gediehen; nur eine mächtige, eiserne Hand konnte in die Speichen des Schicksals-Rades eingreifen und ihm Halt gebieten, — Ludwig war aber geschaffen, mit milder Hand das wohlgeordnete Gespann des Staates zu leiten, nicht kräftigkühn die scheuen Ungeheuer zu bezähmen.

Der Streich, welcher die Finanzen ganz vernichtete, fiel; der Staats-Bankerott war unvermeidlich; vergebens hatte man den Schweizer Necker zu Hülfe gerufen, sein *Compte rendu* (abgelegte Rechnung) zeigte nur deutlicher das unheilbare Uebel, und Schrecken und Verzweiflung erfüllte die Nation vom Throne bis zur Hütte. In diesen Augenblicken des fürchterlichsten Andranges von allen Seiten beschlofs man die General-Staaten (*Etats généraux*) zu versammeln. Seit langer Zeit zum erstenmale sollte auch der *tierce Etat* (dritte Stand) durch Repräsentanten seine alten Rechte behaupten, und in allen Provinzen wurden Wahlversammlungen ausgeschrieben, um die Würdigsten (*Notables*) nach Paris zu schicken, um dort über das Wohl des Reiches zu berathschlagen, und Rettung zu finden.

Indem sich so, wie Jeder voraussehen konnte, eine Revolution (Staatsumwälzung) im edlern Sinne vorbereitete, schlich eine andere Cabale im Finstern, und gründete nur allzusicher des Throns und des Reiches Untergang.

Viele von den Grofsen hatten durch namenlose Verschwendung ihr Vermögen so zerrüttet, durch Laster aller Art den Fluch der ganzen Nation so auszeichnend auf sich geladen, dafs sie nur in der wilden Verworrenheit einer alles zerstörenden Revolution Sicherheit und Rettung, ja selbst erhöhte Gewalt und Reichthümer hoffen konnten. An der Spitze dieser Catilinas stand Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, ein unwürdiger Spröfsling des bourbonischen Stammes.

Mit grenzenloser Sinnlichkeit, mit rastlosem Ehrgeize strebte er verbrecherisch nach dem Throne selbst, als Zweck und Mittel, seine Leidenschaften zu befriedigen. Im ungezügelten Ausbruche der Volkswuth mufste es ihm am sichersten gelingen, den Monarchen zu stürzen, und sich selbst auf den Thron zu schwingen, das Volk und seine Führer (Demagogen) durch die Vorspieglung einer gemischten Regierung (nach dem Vorbilde der englischen) gewinnend.

Keine Summen wurden gespart um diesen Höllenplan schnell auszuführen. In demselben Augenblicke, als aus allen Provinzen des Reichs Alles, was durch Geburt oder Geist geadelt war, zusammen strömte, sah man auch in allen Strafsen von Paris Fremdlinge von düsterm Ansehen, in Lumpen gehüllt, mit Knitteln bewaffnet, welche ihre glühenden Augen überall gierig umher warfen; ihre bräunliche Gesichtsfarbe und ihre Aussprache verrieth sie bald als Bewohner der südlichen Provinzen. (Ein vom Herzoge von Orleans erkauftes Gesindel kam aus der Provence, besonders von Marseille.) Am häufigsten sah man sie in der Vorstadt St. Antoine, einem volkreichen aber armen Quartiere von Paris, in welchem, wegen der Holz-Stätten (*Chantiers*) sehr viele Tagwerker und Holzarbeiter wohnen. Dort schlossen sie Freundschaft mit den Vorstädtern, und gewannen sie unter Tanz und Trunk für ihr finsteres Gewerbe. Bald sollten sie es gräfslich üben.

Schon war der Tag bestimmt, an welchem der König die National-Versammlung eröffnen sollte, und Orleans fühlte, dafs schnell ein Schlag geschehen müfste, um der Revolution die Richtung zu geben, welche er wünschte.

Am 28. April entstand vor dem Hause eines Bäckers ein grofses Gedränge um Brod, welches seit einiger Zeit sehr spärlich geworden war. (Auch hier beschuldigt man den Herzog von Orleans, dafs

er durch Getreide-Aufkauf in der Bresse und andern Provinzen die Hungersnoth verbreitet habe.) Die Polizey-Wache, welche die Vertheilung des Brodes leiten wollte, wurde überwältigt, einige Patrouillen, die ihr zu Hülfe eilten, zu Boden geworfen und misshandelt. Mit dem wüthenden Geschrey: Brod! Brod! durchtoste der wilde Schwarm die Strassen; die Menge wuchs, Weiber und Kinder schlossen sich an den Zug; ein Brod wurde als Standarte auf einer Stange vorgetragen; die wilden Marseiller traten an die Spitze: unter dem Geschrey nach Brode erbrach man alle Thüren, durchwühlte alle Häuser, und plünderte sie. Die Tapeten-Fabrike des Herrn Reveillon wurde vor Allen ein Gegenstand der Volkswuth, und beynahe gänzlich zerstört, weil man den Besitzer beschuldigte, er habe erklärt: das Brod könne immerhin noch theurer werden und der arbeitsame Bürger dennoch gut bestehen. Schon hörte man überall den Ruf: *à bas les riches*, (zn Boden mit den Reichen) und immer wüthender brauste der Aufruhr, als plötzlich einige Linien-Infanterie und eine Schwadron zu Pferde erschien, um ihn zu dämpfen.

Es gelang nicht so leicht; die Wüthenden vertheidigten sich, indem sie die Steine des aufgerissenen Pflasters und die Dachziegel auf die Soldaten schleuderten, indess andere fortfuhren zu plündern, und die geraubten Möbeln, in Scheiterhaufen gethürmt, unter lautem Jubel zu verbrennen.

Endlich mehrten sich die Truppen; mit verhängtem Zügel und blossem Säbel stürzte die Reuterey unter die Empörer, und schnelle Flucht machte endlich der wilden Scene ein Ende. — Aber der entscheidende Schlag war geschehen, und die Revolution begann mit einem Aufstande des Pöbels, als traurigem Vorspiele der schrecklichsten Ereignisse.

BLATT II.

Eröffnung der Reichs-Stände zu Versailles, am 5. May 1789.

Die unübersehbare Zerrüttung der französischen Finanzan, die Missbräuche aller Art, unter deren Druck das Reich erlag, Alles musste der Nation den Wunsch aufdringen, durch irgend einen ausserordentli-

chen Schritt dem drohenden Untergange zu entgehen. Die Versammlung der Reichs-Stände, welche seit 175 Jahren nicht mehr Statt gehabt hatte, schien das sicherste, das einzige Rettungs-Mittel.

Schon als der Finanz-Minister Calonne (im März 1787) die Notablen versammelte, nicht — (wie er selbst frech verkündete) — um ihren Rath zu erholen, sondern um Geld zu erpressen, forderten diese, indem sie des Ministers Anträge standhaft verwarfen, die Zusammenberufung der Stände, — aber vergebens.

Calonne fürchtete zu sehr eine Untersuchung seiner Finanz-Verwaltung, um diefs zuzugeben, aber dennoch konnte er seinem Schicksale nicht entgehen; die Notablen entdeckten seine ungeheuren Verschwendungen, seine Gewissenlosigkeit; der König verabschiedete ihn nun (8. April 1787) und Calonne floh mit seinen erprefsten Reichthümern nach England, wohin ihm der Fluch der Nation folgte.

Noch dringender — aber stets vergebens — mahnte das Parlament von Paris an den Reichstag, als der König, auf den Rath des neuen Ministers Brienne, Erzbischofs von Toulouse, am 6. August desselben Jahrs sein *lit de justice* (Sitzung) im Palaste desselben hielt.

Nun aber stürzte das Unglück unaufhaltsam über Frankreich ein, die Natur selbst schien sich gegen das unglückliche Land verschworen zu haben; fürchterliche Ungewitter zerstörten im Julius 1788 die reichen Saaten, die letzte Hoffnung des Landmannes; Gährungen in den Provinzen, blutige Auftritte in der Hauptstadt selbst, bereiteten den Schlag vor, welcher den Staat vernichten mufste. Am 20. August 1788 erschien das Decret vom 16., welches die Zahlungen der königlichen Cassen theils beschränkte, theils auf ein Jahr aufschob oder in werthlosen Papieren leistete, und so den Staats-Bankerott erklärte.

Namenlos war die Verwirrung nach diesem Edicte, der Unwille der Nation stieg auf den höchsten Gipfel, laut forderten Hof und Volk Briennes Entfernung, und die Zurückberufung Neckers, der durch seine frühere Verwaltung, und durch seine abgelegte Rechnung der Liebling der Nation geworden war. Der Erzbischof legte seine Stelle nieder, mit welcher man nun Necker unter dem höchsten Jubel der Pariser bekleidete.

Schlau wufste er den Wünschen des Volkes zu schmeicheln. Schon am 14. September wurde das Decret vom 16. August aufgehoben, die Zahlungen in baarem Gelde wieder hergestellt, aber durch kluge

Maasregeln verzögert, um den, trotz aller Opfer, noch immer geringen Stand der Staats-Cassa zu hehlen. In den ersten Tagen des Octobers wurden die Notablen wieder berufen, welche am 5. November sich versammelten, und auf Neckers Antrieb und mit des Königs Bewilligung den Reichstag ausschrieben, und die Zahl seiner Mitglieder auf 300 für die Geistlichkeit, eben so viel für den Adel, und 600 für den dritten Stand, dessen Rechte Necker mächtig vertheidigte, bestimmten.

So suchte man dem Wunsche der Nation zu begegnen, aber wie viele Hindernisse stellten sich nicht der gänzlichen Erfüllung entgegen? — Wie viele Zwiste über die Form der Wahlen, wie viele Zögerungen der Versammlung?

Endlich erschien der feyerliche Tag, dem ganz Frankreich entgegenjauchzte. Es war der 5. May 1789. Schon am frühen Morgen strömte ein unzählbares Volk herbey, um Zeuge des erhebenden Anblickes zu seyn, den Frankreichs Monarch in der Mitte seiner Stände gewährte. Ganz Versailles war im freudigen Taumel. Jetzt tönten die Glocken und riefen die erhabene Versammlung zum Tempel des Herrn, denn Gott gebührte das erste Opfer. — Der Zug begann; zuerst im Purpur, und mit Roms Pallium bekleidet, die Kardinäle; nach ihnen die Erzbischöffe und Bischöffe, und endlich in schwarzen Simarren die niedere Geistlichkeit.

Dem düstern Zuge folgte des Adels schimmernde Schaar, in reichen spanischen Gewändern, die samtnen Mäntel mit Gold und Silber besät, mit weissen schwankenden Federbüschen auf den gestickten Baretten; zum Schlusse die langen Reihen des dritten Standes, ganz einförmig, in schwarz gekleidet, das gepuderte Haar aufgelöst über die Schultern schwimmend. Diese Deputirten waren grösstentheils Aerzte, Advocaten, Professoren u. s. f. feine Köpfe, gute Redner, scharfe Beobachter; — verschlagen, ehrgeizig, kühn. Unter ihnen bemerkte man den Grafen von Mirabeau, welcher, von seiner Kaste verstossen, sich als Repräsentant des dritten Standes hatte wählen lassen, und einer der gefährlichsten Gegner der beyden übrigen Stände wurde.

Im Dom empfing eine feyerliche Musik den glänzenden Zug, und nach dem Hochamte gieng er in derselben Ordnung zu dem Saale, welcher für die Versammlung bestimmt war.

Sein Bau entsprach der Würde des Reichstages; auf einer doppelten Reihe dorischer Säulen ruhte das Gewölbe. Auf einer Estrade hob sich der glänzende Thron des Königs, beschattet von einem blauen Baldachin, mit goldnen und silbernen Linien durchwebt. Zur rechten des Königs auf einem niedern Throne saſs die Königin reich geschmückt, ringsumher die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte in Staats-Kleidern, und die Oberhofstellen in der Tracht ihrer Aemter. Rechts unter der Estrade dehnten sich die Sitze der Geistlichkeit, links die Reihen der Herzoge, Pairs, und des Adels; dem Throne gegenüber waren die Deputirten des dritten Standes.

Am Fuſse des Thrones saſs Barentin, der Groſs-Siegelbewahrer, und um einen Tisch mit Teppichen behangen die Minister, unter ihnen Necker im modernen Kleide. Rings auf den Tribunen und Säulen drängte sich eine zahllose Menge von Damen, und die Blüthe des Hofes im geschmakvollsten Schmucke. Garden erhielten die Ordnung.

Alles jubelte dem König entgegen; als er sich aber vom Throne erhob, herrschte die tiefste Stille, und er las mit starker vernehmlicher Stimme eine Rede, in welcher er sich Glück wünschte, seinen und der Nation Wunsch erfüllt, und sich in der Mitte der Reichsstände zu sehen. Er forderte sie auf: « Durch ihren Rath und thätige Hülfe dem einbrechenden Unglücke, der Neuerungssucht und andern « Miſsbräuchen zu steuern, und durch groſsmüthige Entsagungen und Opfer die Zerrüttung der Finanzen « zu heben. Er versprach, seiner Seits Alles zu thun, was man von einem Herrscher erwarten könnte, der « seines Volkes erster Freund sey. » Frohes Jauchzen verkündete der Versammlung herzliche Gefühle.

Nach dem König sprach Barentin, und endlich hielt Necker eine lange Rede über den Zustand der Finanzen, und die Mittel sie zu verbessern, aber sie lieſs die Zuhörer unbefriedigt, indem sie bey der Angabe unzulänglicher Mittel allzugroſse Resultate versprach, und daher gerechtes Miſstrauen erregte.

So endete sich diese erste Versammlung der Stände, welche die Herzen aller Franzosen mit den frohesten Hoffnungen füllte. — Armes Frankreich! sie wurden schrecklich getäuscht.

BLATT III.

Zusammenkunft der National-Versammlung im Ballspiel-Hause, 19. Junius 1789.

Rein war der Wille des Königs, und das Beste des Volkes sein Zweck, aber er stand allein mit seinem Willen, und der wildeste Factions-Geist stürmte durch die Versammlung. Hartnäckig vertheidigte der Adel seine angestammten Rechte, welche der dritte Stand muthig anfocht, die Geistlichkeit war unter sich selbst entzweit, indem die Prälaten ihren Einkünften und Vorzügen (z. B. der Unsteuerbarkeit) durchaus nicht entsagen wollten, indeſs die niedern Geistlichen (*bas clergé*) sich zum dritten Stande hinneigten, ja sich zum Theile öffentlich an ihn anschlossen. Dasselbe Schwanken herrschte unter dem Adel; Orleans hatte viele für sich gewonnen, und überzeugt, daſs die übrigen Prinzen des Geblüts und der hohe Adel nimmer einwilligen würden, ihm die Protector-Würde, die er als Stufe zum Throne zu erhalten suchte, zu übertragen, suchte er seine Parthey mit der des dritten Standes zu vereinigen.

Fest in sich selbst abgeschlossen und mit sich selbst einig, stemmte sich dieser den übrigen Ständen kühn entgegen; die Verachtung, welche sie ihn hier und da fühlen lieſsen, erbitterte ihn noch mehr, und das Gefühl, daſs nur das Zusammenhalten der ganzen Masse sie sichern könne, diente dem Bunde zum felsengleichen Kitte, aus so heterogenen Theilen er auch zusammengesetzt war.

Ueber dem Streit: wie die Stimmen gesammelt werden sollten, nach Ständen, oder einzeln Mann für Mann, kam man nie zu den eigentlichen Berathschlagungen. Indessen entschied allerdings die Art der Stimmensammlung hier über das Ganze, denn im ersten Falle blieb der Sieg gewiſs dem Adel und der Geistlichkeit, im zweyten, eben so zuverlässig dem dritten Stande. Wen kann es noch wundern, daſs beide Partheyen mit unnachläſslicher Hartnäckigkeit ihren Vorschlag verfochten? Vergebens schrieb der König an die verschiedenen Kammern, welche er hier zum Erstenmale selbst National-Versammlung nannte, vergebens lieſs er sich zu Bitten herab, den Sturm zu beschwören — die Erbitterung wuchs, und endlich behauptete der Bürgerstand am 17. Junius auf Sieyes Antrag: Daſs er allein die Nation repräsentiere und also allein die National-Versammlung bilde.

Nun war der Augenblick da, in welchem Geistlichkeit und Adel sich schnell zum Oberhause dieses neuen Parlamentes bilden und durch eine Constitution, nach dem Vorbilde der englischen, den König und den Staat retten konnten, aber uneinig unter sich selbst, liefsen sie ihn entschlüpfen — und Frankreich sank.

Ein Theil der beiden ersten Stände vereinigte sich mit dem dritten, welcher nun, indem er wirklich aus allen drey Ständen bestand, sich mit dem höchsten Scheine des Rechtes als National-Versammlung constituirte, in Bailly einen Präsidenten ernannte, und nach abgenommenem Eide sogleich die Berathschlagungen begann.

Dieser Schlag war zu schmerzlich und zu entscheidend für den hohen Adel und die Prälaten, und sie mufsten Alles wagen, um die Sitzungen dieser National-Versammlung zu hindern, aber die Maasregeln, welche sie ergriffen, beschleunigten nur ihren eigenen Sturz.

Der König, voll tiefen Schmerzes über die düstern Ansichten in Frankreichs Zukunft, hatte Versailles verlassen, um sich in dem ruhigern Marly zu erholen. Diese kleine Reise benutzten Geistlichkeit und Adel, und umstellten den Versammlungs-Saal mit Wachen, welche die Deputirten der National-Versammlung zurückweisen mufsten. Als diese sich nun einfanden und den neuen Befehl hörten, bemeisterte sich ihrer grenzenlose Wuth, mit wildem Geschrey eilten sie zurück, und durch die Strafsen, immer mehrte sich ihre Zahl durch Neuangekommene, der Pöbel umkreiste sie, und so drangen sie in das Haus des Ballspieles, wo sie schnell ihre Sitzung eröffneten.

Ihre Ansichten von Volksglück, die Beleidigung welche sie erlitten, das Gefühl ihrer Kraft, das Zujauchzen der Menge, — gekränkter Stolz, Vaterlandsliebe und Rache steigerten ihren Enthusiasmus auf eine schwindelnde Höhe; man drängte sich um den Präsidenten, man vermafs sich, eher zu sterben als zu weichen, und als Bailly den Eid forderte, nicht eher sich zu trennen, bis die neue Constitution vollendet sey, sah man bejahrte, ehrwürdige Männer auf Bänke und Stühle springen, um ihren Beifall zu geben.

Trefflich hat der Künstler den Contrast zwischen den Versammlungen auf dem II. und dem III. Blatte aufgefafst und wiedergegeben. In jenem die imponirende Pracht des Locales und die Wirkung der ganzen majestätischen Versammlung, in diesem die Kraft und die Beweglichkeit der Einzelnen; — dort die

symetrische, beynahe steife Ordnung, hier den Wechsel wild durcheinandergeschobener Gruppen, und selbst in den Physiognomien wufste er, trotz des kleinen Maafsstabes, dort die Ruhe, hier die Spannung zu bezeichnen. Besonders wird Niemand die aufmerksame Haltung des Secretaires mitten im Gewühle, und der concentrirte Enthusiasmus des alten Deputirten hinter ihm, entgehen.

Im Drange der Erzählung, bey gehäuften Gegenständen, wird es nur selten möglich werden, auf die artistische Ausführung der Kupfer aufmerksam zu machen, um so mehr wird es dem Erklärer Pflicht, hier dem Künstler die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dafs er seinen Gegenstand mit seltnem Fleifse behandelte, und bis in das kleinste Datail verfolgte; Kostüme, örtliche Umgebungen, individueller und Volkscharakter sind überall mit Treue und Originalität dargestellt.

Ehe uns die nächsten Begebenheiten nach Paris führen, ist es wohl nöthig noch einige Worte über die National-Versammlung in Versailles hinzuzufügen. — Als sie am 22. Junius sich abermals im Ballhause versammeln wollte, war das Gedränge des Volkes so grofs, dafs sie gezwungen war, sich nach der Kirche St. Louis zu begeben, wo 149 Geistliche sich mit ihr vereinigten. Am 23. war der grofse Versammlungs-Saal auch für sie geöffnet, aber mit zahlreichen Wachen umgeben, und den Zuschauern der Eintritt versagt. Necker war abwesend, und der König hob in einer kraftvollen Rede, in welcher er den Ständen ihre Zwietracht verwies, die National-Versammlung auf immer auf.

Als der König gieng, verliefsen auch Adel und Geistlichkeit den Saal, nur der dritte Stand blieb. Mirabeau stand auf und erklärte, dafs die Versammlung nur der Gewalt und der Macht der Bajonette weichen würde. Alle beschwuren die Unverletzlichkeit der Volks-Repräsentanten, und erklärten jeden, der es wagen würde, Hand an sie zu legen, für einen Vaterlandsverräther. Am 25. trat der Herzog von Orleans mit 47 Adelichen zu ihnen; der ehrwürdige Noailles, Erzbischof von Paris, von meuterischen Horden mit Steinwürfen verfolgt, erklärte sich Tages darauf gleichfalls für die Versammlung, und da diesem Beyspiele mehrere Bischöfe und Prälaten folgten, so gewann sie stets an Kraft, und wurde den wenigen Individuen des Adels und der Geistlichkeit, welche noch bey ihrem ersten Vorsatze beharrten, und ihre Sitzungen abgesondert fortsetzten, überlegner und gefährlicher.

BLATT IV.

Der Pöbel befreyt mehrere in Verhaft genommene Soldaten und führt sie triumphirend durch die Strafsen, den 30. Junius 1789.

Immer schneller wuchs die Gährung in der Hauptstadt selbst, denn Orleans und seine Partheygänger waren rastlos das Volk zu bearbeiten, und für ihre Plane zu stimmen. Der Herzog selbst war freylich nur Maschine in Mirabeau's Händen, aber dieser gewandte Demagog wufste seine Puppe zu benutzen, und nur Orleans Feigheit liefs die grofsen Plane scheitern, welche der Graf ersann, um auf dem Sturze des unglücklichen Ludwigs XVI. seine eigne Gröfse zu gründen. Er gefiel sich so sehr in der geträumten Rolle eines Cromwells, dafs er sogar in seinen Reden und Schriften ganze Stellen des englischen Protectors nachbildete. Von seiner frühesten Jugend an huldigte Mirabeau allen Lastern, und sein würdiger Vater sah sich oft gezwungen, den mifsgerathenen Sohn der Strenge der Gesetze zu übergeben.

Aber so verächtlich dieser junge Mann in moralischer Hinsicht war, so ausgezeichnet waren seine Talente und seine scientifische Bildung; nie hatte Frankreich einen kräftigern Redner gehört, und sein Scharfblick, seine Thätigkeit, fanden nie seines Gleichen. Schon früh in diplomatischen Künsten eingeweiht, hatte Mirabeau eine eigene Fertigkeit, Menschen zu übersehen und zu leiten. Bey der allgemeinen Gährung der Meinungen war er am geschäftigsten, überall den Funken zur Flamme anzublasen, weil er beym Ausbruche einer Revolution nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen hatte.

Vergebens suchte er bey der Wahl der Deputirten als Repräsentant des Adels einzutreten — man verwarf ihn wegen der Regellosigkeit seiner Sitten, und unter dem Vorwande, dafs er nicht Gutsbesitzer sey. Rache über diese Zurücksetzung entflammte noch mehr seinen Eifer. In den südlichen Provinzen gelang es ihm leicht, das entzündbare Volk für sich zu gewinnen, um sich zum Deputirten des dritten Standes wählen zu lassen. In Marseille feyerte er einen Triumph, welcher den Statthalter des Königs für die Gewalt seines Souverains zittern machte. In der National-Versammlung war er der entschiedenste Gegner der Hof-Parthey,

und Niemand war gewandter als er, auch die geringfügigste Gelegenheit zu benutzen, um den Aufruhr zu entflammen, und zu seinem Zweck zu leiten.

Auch am 30. Junius schien sich eine solche darzubieten; Orleans Gold hatte unter allen Ständen gewirkt; auch mehrere Soldaten entsagten der alten Disciplin und lehnten sich kühn gegen die Befehle ihrer Officiere auf. Man verhaftete sie, aber noch denselben Abend wurden sie durch einen Schwarm von jungen Leuten, welche in des Herzogs Solde waren, und auf einem Caffeehause im Palais royal zufällig davon hörten, gewaltsam befreyt.

Diese stets fertigen Diener der Unruhe eilten durch die Strafsen, riefen das Volk zum Beystande auf, und rückten mit einer Menge Pöbels vor die Thore des Gefängnisses; sie wurden gesprengt, die Kerker geöffnet, und im Triumphe trug man die Soldaten, von einer jubelnden Menge begleitet, durch die Stadt. Der Polizey-Lieutenant schickte zu spät Husaren und Dragoner ab, dem Tumulte zu steuern; ihre Erscheinung mehrte ihn nur; man fiel den Reutern in die Zügel, rifs sie von den Pferden; aber die beginnenden Feindseligkeiten wandelten sich bald in ein frohes Bachanal, da Orleans Emissaire Wein herbey schafften, um Pöbel und Soldaten in frohen Taumel zu lullen, welche denn auch vereint berauscht, vereint der Nation ihr Lebehoch brachten. Mit der einbrechenden Nacht wuchs der Jubel und das erbrochene Gefängnifs wurde feyerlich — illuminirt.

Am folgenden Tage fanden sogar einige junge Leute, dafs diese Begebenheit wichtig genug sey, von der National-Versammlung, welche über Frankreichs Wohl berathschlagte, in Erwägung gezogen zu werden; sie wandten sich gerade an diese, und wirklich war der redliche aber schwache Präsident Bailly nachgiebig genug, eine eigene Commission zur Untersuchung anordnen zu wollen, doch die Versammlung verwarf mit Unwillen diese Zumuthung. Jetzt wurde diese Sache von der National-Versammlung, mit einer Vorbitte, an den König selbst gewiesen. Ludwig, eben so gütig als gerecht, bezeugte ihr seine Zufriedenheit über ihre Bescheidenheit in diesem Beschlusse, und schrieb, um den unangenehmen Vorfall zu enden (sonderbar genug) an den Erzbischof von Paris. Er versicherte, trotz dem sträflichen Eingriffe in die Gesetze, Gnade vor Recht ergehen zu lassen, aber nur dann, wenn die befreyten Gefangenen sich

wieder in ihren Kerker stellen würden. Es geschah, sie kehrten für eine Nacht dahin zurück, und erhielten schon am nächsten Morgen Gnade.

So endete sich eine Begebenheit, welche man zu den fürchterlichsten Scenen mifsbrauchen wollte, aber die Orleanisten entsagten dieses leichten Hindernisses wegen ihren Planen nicht; sie giengen nur um so bedachtsamer und kühner zu Werke, um 14 Tage später den Streich zu vollführen, welcher jetzt mifsglückt war.

Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wo man die Soldaten im Triumphe aus dem Gefängnisse bringt, und wohlweislich die Elemente bezeichnet, aus welchen damals in Paris der Aufruhr bestand; sie sind aus den Hefen des Volkes, Last- und Wasser-Träger, Fischweiber und Savoyarden. Nur hier und da erblickt man einen Mann aus der bessern Gesellschaft, welcher hier nur als Leiter oder Beobachter erscheint. Die Soldaten scheinen selbst nicht zu begreifen, wie sie zu der unerwarteten Ehre des Triumphes kommen, und ihre unbeholfne Haltung ist wahrlich keiner der geringsten Beweise von den psychologischen Ansichten des Künstlers. Auch mag die Andeutung nicht übersehen werden, dafs, trotz dem wüstesten Getümmel, der tägliche Verkehr und der Handel der geringern Klassen ruhig fortgieng, und dafs, trotz der Belagerung, welche auf zwey Schritte von den Buden wüthete, die Hasen und Krammetsvögel von den Stürmen unangefochten blieben.

BLATT V.

Camille Desmoulins predigt Aufruhr im Palais royal,

den 12. Julius 1789.

Wenn wir im vorigen Blatte eine Pöbel-Scene sahen, so zeigt sich hier eine aus dem höhern Leben, und der Künstler führt uns in die erste Werkstätte, in welcher die Plane Orleans und seiner Parthey entworfen, und die Pfeile geschmiedet wurden, welche man dort verschofs.

Das Palais royal, eines der schönsten und gröfsten Gebäude der Hauptstadt Frankreichs, war ein Eigenthum des Herzogs von Orleans, und während der Unruhen, welche er begünstigte, der Central-

Punkt aller Mifsvergnügten. Dieser prächtige Palast hält eine kleine Welt in sich, und es ist wahr, dafs man sein Leben dort unter allen Genüssen beschliefsen könnte, ohne auch nur ein einziges Bedürfnifs aufser seinen Mauern zu suchen. Unter der majestätischen Colonade, welche den weiten Hof umkreist, und gegen ihn offen steht, findet man eine Reihe von Kaufgewölben, in denen Alles, was Nothwendigkeit und Luxus je zum Bedarfe der Menschen erfand, in verschwenderischer Fülle aufgehäuft ist. Speisewirthe, Caffee- und Spielhäuser reihen sich zwischen ihnen, und der sinnliche Mensch findet Alles, was seine Wünsche befriedigen kann.

Sonst schmückten den innern Hofraum Alleen von schattigen Bäumen, welche aber während der Revolution umgehauen wurden, und viele Sessel luden, wie noch jetzt in den Tuillerien, die Spatzierengehenden zum Ruhen ein; auch ist das Palais royal beynahe im Mittelpunkte des Theiles von Paris, in welchem die galante Welt wohnt, und der ersten Schauspielhäuser; kein Wunder also, dafs es fortdauernd der Sammelplatz der schönen Welt und besonders der jungen Leute war. Hieher sandte nun Orleans seit den ersten Unruhen Redner, um die Menge zu bearbeiten, und die öffentliche Meinung zu bestimmen, indem man die Tagesneuigkeiten hier zuerst bekannt machte — oft wohl erfand. Bestechungen und Eitelkeit lockten viele, hier die Rollen der Demagogen zu übernehmen; solch ein Redner bestieg einen Tisch oder Stuhl als Tribune, und donnerte seine Philippinen mit dem süfsen Selbstbewufstseyn, ein zweyter Demosthenes zu seyn.

« Immer, » sagt ein geschätzter Schriftsteller, « enthielten die Reden dieser Freiheitsprediger überspannte, « oft vermessene Grundsätze und Vorschläge, aber nicht selten auch gründliches Urtheil, und feine « Bemerkungen. »

Unter diesen zeichnete sich vor Allen aus Camille Desmoulins, ein junger Advocate, der mit einem sehr vortheilhaften Aeufsern, und einem schönen Organe, eine feurige Einbildungskraft verband, also ganz geschaffen zum Lieblingsredner der Pariser, obgleich es ihm an höherer wissenschaftlicher Bildung und reifer Beurtheilungskraft fehlte. Er war Mirabeaus erster Vertrauter, und der eifrigste Diener seiner düstern Plane. Schon oft hatte er im Palais royal zu der Versammlung gesprochen, und sie kühn aufgefordert,

alle Prinzen vom Geblüte und vor allen die Polignacs als die treuesten Anhänger der Königin aus dem Reiche zu verbannen. Dann beschwur er die Bürger, sich endlich zu verbinden, die National-Versammlung, Necker, und Orleans aufrecht zu halten. Diesen letzten nannte er den Vater, den Wohlthäter des Volkes, und schilderte mit reizenden Farben das Glück, welches die Nation unter seiner Leitung erwartete. Zu gleicher Zeit wurde reichlich Geld ausgetheilt, welches in gedruckte Flugblätter gewickelt war, die das Volk zum Aufruhr ermunterten.

Nun glaubte man Alles vorbereitet, und die Parthey mächtig genug, um einen entscheidenden Streich zu wagen.

Necker, der Liebling des Volkes, war vom Hofe entfernt worden und heimlich abgereist. — Als am 12. Jul. diese Nachricht nach Paris kam, und sich bald als unumstöfsliche Wahrheit bewährte, verbreitete sich überall die bangste Bestürzung; Alles bebte als wäre Frankreichs Palladium verloren. Eine zahllose Menge eilte nach dem Pallais royal, um Gewifsheit zu erhalten, da drängte sich Camille Desmoulins durch das Gewühle, athemlos, blafs, mit zerstreutem Haare, und starren Blicken stürzte er in den Garten, und sprang auf einen Tisch. Hier begann er nun mit glühender Beredsamkeit das Volk zur Vertheidigung des Vaterlandes, zum Sturze der Despotie aufzufordern; ganz aufser sich zog er den Degen und rief wie ein Rasender: Zu den Waffen! zu den Waffen! Das electrisirte Volk wiederholte den Ruf und tausend Stimmen donnerten durch die Luft: Zu den Waffen! Camillens Stimme konnte das ungeheure Getöse nicht mehr übertönen, aber seine Gebehrden suchten sie zu ersetzen, er zog Pistolen aus der Tasche und schwenkte sie in die Luft; der Lärm wuchs — jetzt rifs er eine grüne Cocarde aus dem Busen und befestigte sie auf seinem Hute: — « Die Farbe der Hoffnung, » schrie er mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte, « das Zeichen der Vereinigung »! Nun toste der Schwarm noch wilder, ihr wüthender Jubel stieg zu den Wolken. Man kletterte die Bäume hinan, und brach Blätter, um sie als Cocarden auf die Hüte zu stecken. Camille Desmoulins wurde im Triumphe fortgetragen, vor und um ihn wogte die stets wachsende Menge mit dem fürchterlichen Geschreye: « Zu den Waffen! zu den Waffen! » Alle Häuser und Werkstätten der Waffenschmiede wurden geplündert, und alles suchte sich in Vertheidigungs-Stand zu setzen, um einer Gefahr zu begegnen, die Niemand kannte.

BLATT VI.

Man trägt die Brustbilder des Herzogs von Orleans, und Herrn Neckers auf den Platz Ludwig XV., den 12. Julius 1789.

Da es eben Sonntag war, fand sich das Volk noch häufiger als sonst auf den öffentlichen Plätzen ein, und in allen Strafsen wogte die Menge. Aus allen Gesichtern sprach bange Erwartung, Schrecken, Verzweiflung, und Wuth; nur eines Funkens bedurfte es, um diese zum schrecklichsten Ausbruche zu entflammen. Orleans Anhänger benutzten den Augenblick. Zwischen vier und fünf Uhr vertheilten sie sich unter die unzählbare Menge, welche vorzüglich in und vor dem Palais royal sich gesammelt hatte. Mit düstrer Miene verkündeten sie dem Volke die Gewifsheit von Neckers Entfernung, und prophezeyten Frankreichs Sturz durch eine zügellose Despotie. Lafst uns das Vaterland betrauern, riefen sie, welches verloren ist, wenn Orleans es nicht rettet. Jeder Ausbruch der Freude, jedes Zeichen von Vergnügen an diesem schrecklichen Tage wäre Verrath an der Nation; schliefst die Schauspielhäuser, lafst jede öffentliche Freude schweigen, denn Necker ist fort, und Frankreich in Trauer. Und das Volk that, wie sie sagten, und gieng, die Schauspielhäuser zu schliefsen, und kehrte wieder, die allgemeine Trauer zu theilen. Aber die Demagogen änderten schnell die Scene. Nachdem die Bestürzung des Volkes auf die höchste Stufe gesteigert war, mufste man seine Hoffnung wieder wecken und auf die Abgötter lenken, vor welchen es sich beugen sollte. Aus dem Innern des Palastes brachte man zwey Brustbilder von Wachs, das des Herzogs und Neckers. Bey ihrem Anblicke schon brach der Enthusiasmus in wildes Geschrey aus, die Redner entflammten ihn noch mehr, und die Büsten wurden, von zahllosen Haufen begleitet, durch die Strafsen, und endlich im Triumphe auf den Platz Ludwig XV. getragen, wo die Menge des Volkes noch wuchs. Eben hielt Prinz Carl Eugen von Lambesc an der Spitze des Dragoner-Regiments, welches er kommandirte, auf dem Platze. Das Volk, welches unter dem unaufhörlichen Geschreye: « Es lebe unser König von Orleans, und sein Minister Necker! » von dem Platze Vendome daherzog, wo es ein Reuter-Picket, das gesandt war, dem Aufruhr zu steuern,

zurückgeworfen hatte, erblickte kaum den Prinzen, als es, ermuthigt von seinem leichten Siege, ihn mit Schimpfworten und einem Hagel von Steinen begrüfste. Noch blieb der Prinz ruhig; da aber der Pöbel, welcher diese Mäfsigung für Furcht hielt, den Angriff erneuerte und seinem Muthwillen keine Grenzen mehr setzte, rückte Lambesc an der Spitze einer Compagnie heran, die Rebellen zu zerstreuen. Am Eingange des Tuillerien-Gartens hatte das Volk eine leichte Verschanzung von Stühlen und Bänken aufgethürmt, hinter welcher hervor sie fortfuhren, die Soldaten mit Schmähungen und Steinen zu reitzen. Der Prinz befahl seinen Dragonern, das schwache Hindernifs aus dem Wege zu räumen, was sie auch mit Ruhe vollzogen, und nun gab Lambesc, indem er immer im Schritte vorwärts drang, dem Volke Befehl, auseinanderzugehen. Als Antwort schleuderte man von den Strafsen Stühle, Krüge, Gläser auf die Soldaten, die vor Zorn schäumend den Befehl zum Angriff erwarteten; aber ihr Führer hatte den gemessensten Auftrag, durchaus keine Gewalt zu brauchen, und trat den Rückzug an.

Nun kannte die Wuth des Volkes, das sich so wohlfeil Sieger sah, keine Schranken mehr; es verfolgte die Fliehenden mit Aesten und Steinen, mehrere Flinten-Schüsse fielen, doch wurde keiner der Dragoner verwundet. Der Pöbel strebte der Drehbrücke zu, um ihnen den Rückzug abzuschneiden, und nun erst befahl der Prinz seinen Reutern, ihre Pistolen über den Köpfen des Pöbels loszufeuern, um ihn zurückzuschrecken. Nur einen Augenblick stutzte er, doch überzeugt, dafs keiner der seinen verwundet war, erwiederte er die Pistolenschüsse mit wieherndem Hohngelächter, und mit gräfslicher Wuth erneuerte er den Angriff. Der Prinz selbst flog mit blankem Säbel auf die Brücke zu, und verwundete dort einen der Verwegensten, doch nur leicht, am Arme. Ihm folgte seine Schwadron, der Pöbel zerstiebte, und der ganze Auftritt hatte keine Folgen, als dafs demokratische Flugblätter ihn entstellten, und das Andenken des Prinzen dem Fluche der Nation weihten.

Wir können hier nicht umhin, auch den Künstler ein wenig zu tadeln, welcher diesen Auftritt viel zu tragisch darstellte; er mag wohl zu sehr von dem Geschreye der sogenannten populairen Parthey, und von dem Verlangen ein Schlachtstück im Geschmacke des Bourgignon zu liefern, hingerissen worden seyn. So mahlerisch auch die Gruppen der gestürzten Reuter und Pferde und einiger andern Todten und Blessirten

zum Effekte des Ganzen benutzt ist, so muſs der unpartheyische Erklärer doch gestehen, daſs, auſser der leichten Armwunde, welche jener kühne Brückenstürmer von dem Säbel des Prinzen selbst empfieng, Niemand, nach den Aussagen der aristokratischen und demokratischen Parthey, litt. Man verzeiht indeſs leicht der Künstler-Imagination diesen historischen Miſsgriff, der trefflichen Ausführung wegen. In der That ist dieses eines der vorzüglichsten Blätter in Hinsicht der kraftvollen Gruppen, und Niemanden wird der sinnige Einfall des Zeichners entgehen, der die Büste des Herzogs von Orleans (obgleich zufällig scheinend) in eine Art von Glorie — von Dampf setzte. Eben so bezeichnet ist die Statue Ludwig XV. die durch ihre Ansicht (so treu sie auch wiedergegeben ist) eine Art von Ironie ausdrückt, denn dieser letzte Herrscher Frankreichs, obgleich tief unter seinem Enkel in moralischer Hinsicht, scheint staunend auf das Getümmel unter ihm herabzusehen, als fragte er sich selbst: Sind dieſs die Franzosen, welche ich beherrschte, und die in tiefer Anbethung die Tugenden eines Monarchen verehrten — welche er nicht hatte — indeſs sie jetzt die Verdienste eines Königs verkannten, welche ihr Glück begründet haben würden, wenn sie sie erkannten.

Lambesc war genöthigt, nach dieser traurigen Begebenheit, in welcher er (vielleicht zu viel?) das Blut seiner Mitbürger geschont hatte, auf seinem schnellsten Pferde zu entfliehen, denn ihn verfolgte der glühende Haſs des Pöbels, aufgeregt durch Mirabeau und seinen Anhang, welche alles zu vertilgen suchten, was noch dem Könige und der alten Verfassung anhieng.

BLATT VII.

Waffenplünderung aus der königl. Rüstkammer, den 13. Julius 1789.

Schon damals, als man die Versammlung der Reichs-Stände beschlofs, wurde Paris in 60 Sectionen getheilt, um die Wahl der Deputirten für den Reichstag zu erleichtern. Jede Section ernannte nehmlich 3 bis 4 Männer, welche Wahlherren (*électeurs*) genannt wurden. Die Wahlherren aller Sectionen traten dann in eine Versammlung auf dem Rathhause zusammen, um aus ihrer Mitte die Deputirten für den dritten Stand in die National-Versammlung zu ernennen. Aber dieses Geschäft war längst vollbracht, ohne dafs die Wahlherren ihre Sitzungen endeten. Als man endlich ihren ungesetzlichen Sitzungen das Rathhaus verschlofs, setzten sie sie in einem Gasthofe fort, und kaum waren die Unruhen in Paris ausgebrochen, als diese Wähler sich aus eigner Willkühr wieder auf dem hôtel de ville einfanden, und sich selbst als erste Stelle der Hauptstadt constituirten, wofür sie denn auch allgemein anerkannt wurden.

Um diese unrechtmäfsige Obrigkeit drängte sich nun ganz Paris, als um seinen Central-Punkt, und man mufs wenigstens den Wahlherren die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs sie viel Unheil verhüteten, und noch mehr abgewendet haben würden, wenn sie nicht zu ohnmächtig gegen die Wuth des Volkes gewesen wären. Auch waren nur wenige unter ihnen von Orleans Parthey, und die Uebrigen widerstanden kraftvoll allen Versuchungen, sie für dieselbe zu gewinnen.

Diese Anmerkung war nothwendig, um alle folgenden Begebenheiten verstehen zu können, denn diese Wahlherren, aus denen bald darauf ein beständiger Ausschufs von vierzehn Mitgliedern ernannt wurde, waren für die Hauptstadt, was die National-Versammlung für das Reich war.

Auch an dem schrecklichen Abende des 12. Julius, drängte sich die Masse des Volkes, nachdem der Herzog von Orleans, der eben nach dem Palais royal gekommen war, ihm zugerufen hatte: Bewaffnet euch! — auf den Greve-Platz vor das Rathhaus, und forderte unter fürchterlichem Geheule Waffen. Anfangs gelang es noch den Wahlherren, sich Achtung zu verschaffen, aber bey dem wachsenden Andrange der

Volkshaufen wurden endlich die Schranken im Versammlungs-Saale niedergeworfen, die Wähler — in steter Gefahr erdrückt zu werden, in einen Winkel zusammengedrängt, und hier gaben sie, von Angst gefoltert, den Befehl, die Waffenkammer des Rathhauses den Rebellen zu öffnen. Es geschah; der rohe Haufen stürmte hinein und bewaffnete sich so gut als möglich, doch unzulänglich waren die wenigen Gewehre für die zahllosen Schaaren. Immer gräfslicher tönte das Geschrey um Waffen auf dem Greve-Platz; die Polizey-Patrouillen wurden niedergeworfen und ihrer Gewehre beraubt, auch mehrere Reuter-Geschwader von Volkshaufen überwältigt und entwaffnet.

Die Gährung war allgemein, in ganz Paris heulten die Sturm-Glocken, Trommeln wirbelten, wüthende Schaaren riefen Feuerlärm durch die Strafsen, das Kloster St. Lazare wurde erbrochen und geplündert, das Irrenhaus geöffnet, und die Wahnsinnigen und Rasenden in Freyheit gesetzt. Der Morgen des 13. Julius brach endlich an, aber er brachte keine Ruhe über die unglückliche Stadt.

Der Pöbel zerstreute sich überall hin in dichten Haufen, und der Schrecken gieng vor ihnen. Die Mauthhäuser wurden niedergebrannt, die Beamten mifshandelt. Auf dem Platze vor dem Rathhause und in dem Gebäude selbst tobte noch immer eine ungeheure Menge nach Waffen. Man hatte das Gerücht verbreitet, es fände sich im Rathhause ein verborgenes Zeughaus. Der Pöbel fordert dessen Auslieferung, vergebens betheuern die Wahlherren die Unwahrheit dieser Angabe; man fordert den Magistrat, und seinen Vorsteher Herrn von Flesselles, er erscheint unter Klatschen und Freudengeschrey, er verspricht Alles zu thun, und — ach! — er vermag nichts. Schrecken und Unruhe nehmen mit jedem Augenblicke zu; die Vornehmern und Reichen wollen mit ihren besten Habseligkeiten entfliehen, aber man bringt die meisten wieder zurück, und mifshandelt sie als Verräther. Eine ganze Wagenburg von aufgehaltenen Equipagen, Karren und Chaisen thürmt sich um das Rathhaus. Von allen Seiten kommen falsche Nachrichten, als wären die königlichen Truppen im Anmarsche, um Paris zu belagern; man schreyt: Die Husaren wütheten schon in den Vorstädten, und eine zahlreiche Artillerie wäre bereit, die Stadt in einen Schutthaufen zusammenzuschiefsen.

So unsinnig diese Gerüchte sind, so finden sie doch Glauben, und die Forderungen um Waffen werden immer dringender und drohender. Um Zeit zu gewinnen, sagt Flesselles dem Volke: Dafs in einer Stunde

12000 Flinten ankommen würden — aber der Termin verläuft, keine Gewehre erscheinen, und man schilt ihn laut einen Verräther.

Umsonst befiehlt er, in Eile eine grofse Menge Spiefse und Hellebarden verfertigen zu lassen, das Volk wird dringender, und nun fordert der Elende, um neue Frist zu gewinnen, den Pöbel auf, in das Charteuser- und andere Klöster zu dringen, wo, wie er fälschlich vorgiebt, Waffen verborgen seyen.

Nur zu schnell wird der schändliche Befehl vollzogen, und der rasende Haufe geht in seinen Nachsuchungen immer weiter, und schont kein öffentliches Gebäude.

Auf dem Platze Vendome erhebt sich der herrliche Palast der königlichen Rüstkammer (*garde meubles*), eines der schönsten Gebäude von Paris — zierlich steigen die Säulen, nach korinthischer Ordnung, empor, und stützen das reiche Gebälke; so prächtig nun das Aeufsere des Palastes ist, so reich war der Schatz, den er bewahrte; eine zahllose Menge von Möbeln, Gefäfsen, Waffen aller Art und aller Zeiten.

Was aber Frankreichs Könige seit Jahrhunderten erobert und gesammelt hatten, sollte jezt in wenig Minuten der Raub des zügellosen Pöbels werden. Man erbrach die Thore, plünderte, raubte alle Waffen, und zerstörte, was man nicht wegbringen konnte.

Das Kupfer, welches diese Scene darstellt, ist eines der gelungensten; die herrliche Architectur des Palastes ist treu dargestellt, und der Volksschwarm, der am Fufse dieser majestätischen Massen wimmelt, trefflich gruppirt. — Mahlerisch ist der Contrast zwischen der antiken Bewaffnung und der modernen Kleidung, treffend die Zusammenstellung römischer Feld- und Sieges-Zeichen, der Panzer und Sturmhauben des Mittelalters, der Kanonen neuerer Zeiten, — und Alles das — der Raub moderner Gassenjungen. Der Savoyarde mit dem Lictoren-Fasces, der Hufschmied, und der Muscadin mit den Turnier-Schwertern bilden eine Gruppe, welche wohl an die Stifter des Schweizerbundes errinnert, aber schmerzlich; denn wie jene zur Aufrechthaltung des Vaterlandes sich vereinigen, so verschwört sich hier alles zu seinem Untergange. Bitteres Lächeln erzwingt der Lastträger im phrygischen Helm, und die Amazonen, die sich kühn ins Gedränge werfen, um auch Waffen zu erbeuten.

BLATT VIII.

Eroberung der Bastille, den 14. Julius 1789.

Der 14. Julius war der grofse Tag, welcher Frankreichs Schicksal blutig entschied. Schon mit der ersten Morgenröthe wogte der bewaffnete Pöbel durch die Strafsen, und Orleans Creaturen liefsen kein Mittel unversucht, ihn zu gräfslichen Thaten zu ermuntern. Man verbreitete das Gerücht, die königlichen Truppen wären bereits in der Stadt, und in der Bastille (einem festen Schlosse in der Vorstadt St. Antoine, welches nicht sowohl zur Vertheidigung von Paris, als nur zur Bewahrung der Staatsgefangenen geeignet und bestimmt war) mache man alle Anstalten, die Stadt zu beschiefsen. Lange schon war diese Bastille ein Gegenstand des Abscheues für das Volk — und mit Recht. In ihren düstern Gewölben verschwanden, oft auf immer, die Unglücklichen, welche Parthey- oder Privat-Hafs zu seinen Schlachtopfern erkohren hatte, und unter allen Maafsregeln des altfranzösischen Despotismus waren keine empörender, als die *Lettres de cachet* (Siegel-Briefe) die, ohne irgend eine Untersuchung, den Armen, welchen sie bezeichneten, aus dem Kreise der Seinigen rissen, um ihn in diesen Thürmen lebendig zu begraben. Und jetzt sollten dieselben Thürme Tod und Verderben auf die Bewohner von Paris schleudern? — Mit Heulen und Wehklagen umdrängte das Volk das Rathhaus, und forderte von den Wahlherren Rettung und Rache. Schnell sandten sie einen aus ihrer Mitte, den Herrn de la Roziere, nach der Veste, um sich von der Wahrheit der Beschuldigung zu überzeugen und mit dem Gouverneur, Herrn Delauney, Rücksprache zu nehmen. Roziere gehorchte. Er fand zahlreiche Schaaren rings um die Bastille gelagert, die zwischen Schrecken und Wuth getheilt, auf den Ausgang harrten.

Schon früher hatten einige Districte Deputirte an den Gouverneur geschickt, aber er weigerte sich, sie in die Festung zu lassen, weil eine Menge Pöbel sie begleitete, auch Roziere durfte nur mit zwey Begleitern über die Zugbrücke, indefs das übrige Volk zurücktreten mufste, welchem man als Geifseln für die Deputirten 4 Unterofficiere überliefert hatte. Der Deputirte stellte nun dem Gouverneur vor, dafs die Kanonen

auf den Thürmen der Bastille ganz Paris in Sorge und Schrecken setzten, und forderte ihn auf, sie aus den Batterien zu ziehen, und zur gänzlichen Beruhigung eine Compagnie der neuerrichteten Bürger-Miliz unter seine Garnison aufzunehmen. Diese aber bestand nur aus zwey und achtzig Invaliden, zu denen seit dem Anfange der Unruhen noch zwey und dreyfsig Schweizer-Soldaten von dem Regimente Salis-Samade gestofsen waren. Der Gouverneur seinerseits erklärte, dafs die Abführung der Kanonen seine Vollmacht überschritte, dafs er sein Ehrenwort gäbe, keine Feindseligkeit gegen das Volk zu unternehmen, dafs er aber hoffe, es würde auch gegen die ihm anvertraute Festung keine Gewaltthätigkeit wagen. Hierauf führte er die Deputirten selbst auf die Thürme, um sich zu überzeugen, dafs die 15 Kanonen, die ohnediefs nur zu Freuden-Schüssen bestimmt waren, von den Lavetten genommen seyen, und bat la Roziere nebst den übrigen zum Frühstücke; sie schieden gleich zufrieden.

Kaum aber hatten sich die Deputirten entfernt, so stürmte eine Menge Pöbel, der eben das Hotel der Invaliden geplündert hatte, mit Waffen auf den Platz vor der Festung, mit ihnen zogen mehrere Soldaten der französischen Garde, welche schon Tags zuvor ihre Fahnen verlassen hatten, um sich an das Volk zu schliefsen. Mit rasender Wuth schrieen sie: « Wir wollen die Bastille! » « dem Volke die Bastille! weg mit den Soldaten! » Ein Officier der Besatzung beschwur sie, sich zurückzuziehen, indem er ihnen die Gefahr vorstellte, welche ihnen drohte, aber sie wurden nur noch kühner; zwey von ihnen erkletterten tolldreist das niedere Dach der Wachstube, und sprengten mit Axthieben die Ketten der Zugbrücke. Donnernd fiel sie nieder, und der rasende Haufe stürzte in den ersten Hofraum, und auf die zweyte Brücke zu, um sich auch dieser zu bemächtigen. Sie schossen auf die Garnison, welche endlich das Feuer erwiederte; aber schon bey den ersten Schüssen rannte der ganze Schwarm in wilder Unordnung zurück, und barg sich, theils in dem bedeckten Gange des Ulmenhofes (*cour de l'orme*) theils unter dem Gewölbe vor dem Schlaggitter, von wo sie unaufhörlich fortfeuerten. Der Donner des Geschützes war auf dem Rathhause gehört worden, zwey Gesandtschaften mit Trommeln und Fahnen folgten sich schnell, um den Gouverneur zu sprechen, ihn zu beschwören, nicht ferner Bürgerblut zu vergiefsen. Man rief den Belagerern zu, mit Schiefsen einzuhalten, eine Gesandtschaft wolle zu dem Gouverneur. Aber sie waren zu erhitzt, viele riefen: « Wir wollen keine

Gesandtschaft, wir wollen die Bastille! » Andere forderten die Garnison auf, ihr Feuer schweigen, und die Gesandtschaft kommen zu lassen.

Es wurde angenommen; Delauney selbst bildete aus seinem weifsen Schnupftuche eine Friedensfahne, liefs seine Soldaten zum Zeichen des friedlichen Vertrages die Gewehre verkehrt schultern, und rief hinab: « Auf sein Ehrenwort könne die Deputation ungefährdet sich nähern, doch müfsten die Belagerer sich zurückziehen. »

Die Deputirten schwankten in dem entscheidenden Augenblicke. Bey dem ungeheuern Getöse, und im Pulverdampfe waren ihnen die Friedenszeichen nicht deutlich — zwar drangen sie bis in den zweyten Hof, blieben aber dort unthätig stehen. Nun fürchtete auch der Gouverneur, diese Gesandtschaft könnte nur eine Kriegslist seyn, um sich der Festung zu bemächtigen. Dieser Argwohn wuchs, da der grofse Haufen, trotz aller Warnungen, sich an die zweyte Zugbrücke drängt. « Die Gesandtschaft ist falsch, » brüllte Delauney, und « Feuer! » Eine volle Ladung der Besatzung streckte mehrere Bürger todt hin. « Verrath! » heulte jetzt die Menge, und stürzte den fliehenden Deputirten nach, aber ungeheure Wuth bemächtigte sich aller Herzen. Uns so zu täuschen, riefen sie knirschend, uns durch Friedenszeichen heranzulocken, um uns sicherer zu verderben; das fordert Rache, und — Rache! Rache! scholl es durch die unabsehbare Menge.

Die französischen Garden brachten vier Kanonen und einen Mörser, verzweifelten aber mit diesem wenigen Geschütze das felsenfeste Gebäude zu erobern. Hülin, ehmals im Dienste der Königin, rieth zum Sturm, und wurde unter Jubelgeschrey zum Anführer erwählt. Jeden Augenblick strömten neue Streiter herbey, Greise und Weiber fochten in den Reihen der Männer. Hülin drang nun durch das Arsenal und seine Höfe bis zu den innern Höfen der Bastille selbst, er befahl auf die Ketten der zweyten Zugbrücke das Geschütz zu richten, und sie abzuschiefsen; es gelang, auch die spanischen Reuter wichen der grenzenlosen Wuth des Volkes, und nun stand man vor der letzten Zugbrücke, welche in die Burg selbst führt.

Man schleppte Stroh herbey und zündete die Gebäude in den Höfen an; Mlle. Monsigny, die Tochter eines Invaliden-Officiers, ein reizendes Mädchen, stürzte aus einem brennenden Hause; man hielt sie für die Tochter des Gouverneurs, und der wüthende Pöbel will sie zum Opfer seiner Rache machen. Man

schleudert sie auf einen brennenden Strohhaufen, aber Bonnemer, ein edler Jüngling, entreifst sie dem gewissen Tode, und bringt sie in Sicherheit.

Dumpfe Verzweiflung hatte indessen den schwachköpfigen Gouverneur ergriffen. Ohne Hoffnung zum Siege will er die Festung in die Luft sprengen, der kühne Schweizer-Hauptmann von der Flüe stimmt ein, doch der Platzmajor und die Invaliden widersetzen sich. Jetzt bittet Delauney kniend um ein Fafs Pulver, um sich selbst in die Luft zu sprengen, und als man ihm diese thörichte Bitte versagt, ergreift er eine Fackel, und stürzt in den Thurm Liberté, um sie in das Pulver-Magazin zu schleudern. Zwey Invaliden weisen ihn mit ihren Bajonetten zurück, — überflüssig! — denn der Sinnenverlorne hatte nicht einmal die Schlüssel.

Endlich entschlofs sich die Besatzung zur Kapitulation, man steckte auf's neue das Friedenstuch aus, und ein Tambour schlug, dreymal rings um die Plattformen kreisend, die Chamade.

In blinder Wuth hörten die Belagerer lange nicht die Signale, als sie aber bemerkten, dafs das Feuer aus der Festung gänzlich schwieg, wagten sie sich näher. Von der Flüe rief von den Zinnen: « Wir wollen uns übergeben, aber wir verlangen freyen Abzug mit allen kriegerischen Ehrenzeichen. » « Nein! » tobte der Schwarm; jetzt schrieb der wackre Schweizer mit Bleystift auf ein Stück Papier: « Wir haben 20000 Pfund « Pulver, und sprengen uns und das ganze Quartier in die Luft, wenn ihr die Kapitulation nicht annehmt. « Wir ergeben uns, und legen die Waffen nieder, wenn ihr versprecht die Besatzung nicht zu ermorden. »

Diefs Papier steckte er durch eine Schiefsscharte; Maillard, ein kühner Jüngling, welchen wir noch in der Folge eine bedeutende Rolle werden spielen sehen, wagte es, auf einem schmalen Brete hinüberzuklettern, und es zu holen. Als man es vorgelesen hatte, schrie der ganze Haufe: « Die Brücken nieder, es soll euch « kein Leid geschehen. » Elie, ein Officier der französischen Garden, welcher in Uniform an der Spitze der Stürmenden stand, rief: « auf Officiers-Wort, wir nehmen die Kapitulation an. » Und nun öffnete die Besatzung, ohne weitere Garantie, die Brücken, und eilte den Belagerern mit offenen Armen entgegen, um Freundschaft und Versöhnung zu finden. Gräfslich änderte sich die Scene; die treulosen Pariser stürzten mit wüthendem Mordgeschrey auf die Soldaten, und übermannten sie. Die Invaliden wurden mifshandelt; die Schweizer schwuren nicht gefeuert zu haben, und wurden schonender, aber doch als Gefangene behandelt.

« unser Feldherr seyn! » denn das dringende Bedürfnifs, einen Ordner der regellosen Masse zu finden, war jedem klar. Der Marquis war aber in Versailles bey der National-Versammlung, die ihn ehrend zu ihrem Vice-Präsidenten ernannt hatte, und nur allzulange noch sollte Anarchie unter den neugebildeten Truppen der unglücklichen Stadt herrschen.

Nie waren die traurigen Folgen davon fühlbarer, als am 15. Julius. Die Milizen, trunken von ihrem Siege über die Vertheidiger der Bastille, begiengen jede Unordnung, und doch fand jedes Gerücht von Gefahr sie muthlos und verworren. Man vervielfältigte die falschen Nachrichten; die ganze Nacht hindurch eilten Menschen von Strafse zu Strafse mit dem Berichte, dafs die Armee im Anzuge sey, den Tod ihrer Brüder zu rächen. In der That waren mehr als 30000 Mann in der Gegend von Paris versammelt; und der Hof hatte den Marschall von Broglio eigens aus Lothringen kommen lassen, sie zu befehligen; aber alle diese Truppen blieben in völliger Unthätigkeit; ja des Tages vorher hatten die Schweizer-Regimenter, welche unter ihrem Generale, Baron Besenval, ein Lager auf dem Marsfelde inne hatten, ruhig zugesehen, wie man unter ihren Augen den Waffen-Vorrath bey den Invaliden raubte. In St. Denis standen ebenfalls Truppen, aber auch sie blieben ruhig bey allen Gräueln, welche ringsumher verübt wurden, weil der sanfte König durchaus nicht wollte, dafs Blut vergossen würde. In Paris, wo man diesen edeln Monarchen so ganz verkannte, träumte man nur von naher Rache; daher die beunruhigenden Gerüchte. Die Wahlherren indessen, unter dem Präsidium des Herrn Moreau de St. Mery, beschlossen überall der drohenden Gefahr zu begegnen.

Man gab Befehl, das Pflaster aufzureifsen, die Strafsen zu versammeln und alle Vorkehrungen zur hartnäckigsten Vertheidigung zu treffen; Alles flog herbey, und man sah zarte Mädchen, von einem seltnen Enthusiasmus begeistert, sich mit Pistolen und Säbeln bewaffnen, um dem Feinde entgegen zu stürmen.

Nächst Paris erhebt sich der Montmartre, der einzige Berg in der weiten Ebene, welcher die Stadt beherrscht, aber von grofsem Nutzen für seine Bewohner. Aus seinen Eingeweiden liefert er Steine zu ihren Gebäuden, auf seinem luftigen Rücken trägt er eine Menge Windmühlen, welche die Pariser mit Mehl versorgen; in jeder Hinsicht war sein Besitz höchst wichtig, und man beschlofs, eine Anzahl von Kanonen auf seinen Gipfel zu bringen, um sich auf das Aeufserste zu wehren, und im Falle die Stadt den königlichen

Truppen in die Hände fiele, sie von hier aus zu dominiren. Bürger und Milizen wetteiferten den Plan auszuführen, auch schaffte man aus den gewaltigen Steinbrüchen am Fuſse des Berges, in denen stets über 10000 Taglöhner arbeiten, eine Menge Steine auf den Gipfel, um sie den Feinden entgegenzuschleudern — aber — der Feind blieb aus. Die Patrouillen, welche man nach allen Seiten ausgesendet hatte, kamen leer zurück, ohne auch nur einen königlichen Soldaten gesehen zu haben, und bald meldete man auch den unbegreiflichen Rückzug der Schweizerregimenter vom Marsfelde, die nächtlicher Weile, mit Zurücklassung ihres ganzen Gepäckes und Feldgeräthes, selbst die Zelten nicht ausgenommen, aufgebrochen, und nach Versailles marschiert waren.

Schnell sammelte sich nun ein ganzes Heer von Parisern, rückte muthig an, und eroberte auch glücklich — das leere Lager. Trunken von Stolz priesen sie ihre neue Heldenthat, und die Besitznahme des Montmartre, und die Eroberung des Lagers auf dem Marsfelde wurden der Erstürmung der Bastille gleich gesetzt.

Wer kann es solchen Helden verargen, wenn sie Niemand über sich erkennen, jeder Disciplin Hohn sprechen, und im Selbstgefühle ihrer Groſsthaten auch das Heiligste kühn vernichten.

Armer Ludwig mit deinem weichgeschaffenen Herzen! hättest Du es über dich vermocht, nur Einmal den Befehl zum Angriffe zu geben, der prahlerische Muth dieser Pseudo-Krieger wäre bald in seine Schranken gewiesen worden, und Dein Blut, und das Blut von Millionen Franzosen wäre nicht so traurig vergossen worden.

Der Gouverneur empfing Corny als einen rettenden Engel; mit männlicher Beredsamkeit, zu welcher Pflicht und Ehre den Krieger beseelen, stellte er ihm vor, daſs diese Waffen ein ihm anvertrautes Unterpfand seyen, worüber er nicht gebieten könne. Obgleich ein warmer Freund des Volkes, verbiete ihm doch seine Pflicht, seinem Willen zu gehorchen; er verlange daher, daſs es ihm erlaubt seyn möge, einen Eilbothen nach Versailles zu senden, und daſs das Volk bis zu dessen Zurückkunft ruhig harren möge.

Ethis de Corny kehrte mit dieser Erklärung zu dem versammelten Volke zurück, und bestimmte sie durch sein Zureden, das billige Verlangen des Gouverneurs zu erfüllen. Alle wichen seinen Gründen, viele lobten das Verfahren.

Jetzt erschien Herr von Sombreuil selbst, er versicherte dem Haufen auf Officiers-Ehre, daſs er keine Hinterlist berge, sondern den Wahlherren und den Bürgern von Paris aufrichtig ergeben sey. Da Alle seine Rede wie seine Handlung billigten, wuchs sein Vertrauen, und um es ganz zu beweisen, lieſs er die Thore öffnen. Noch trat das Volk ruhig in den Hof, aber plötzlich trat Einer vor, und erhob seine Stimme. « Brüder! » rief er, « Ein Augenblick Zögerung bringt unabsehbare Gefahr, laſst uns ihn nicht verlieren, « wenn nicht Alles untergehen soll. »

Wie ein electrischer Schlag wirkten diese Worte auf die Menge. Im Nu war der Hof ganz menschenleer, denn die ganze Masse stürmte mit Blitzesschnelle in das Innere der Gebäude. Alles, bis auf die verborgensten Gewölber wurde erbrochen und durchsucht. Die Schildwachen wurden entwaffnet, und alle Gewehre eine Beute der frohen Räuber. An die Kanonen, die auf dem Hofe standen, spannten sich viele jubelnd an, indeſs andere Pferde herbeyholten, um die übrigen wegzuführen. So schnell als die Plünderung geschehen war, entfernte sich der ganze Schwarm, und zog unter lautem Geschrey der Bastille zu. Wie sie dort die eroberten Waffen brauchten, haben wir bey der Erklärung des vorigen Blattes gesehen.

Staunend stand Sombreuil und bereute zu spät sein allzugroſses Vertrauen in das Versprechen eines wankelmüthigen Pöbels. Nie war ein Entschluſs so schnell gefaſst und ausgeführt, als dieser Waffen-Raub. Viele fanden indeſs ihren Tod in den Gewölben, denn die Hast, mit der sich die übergroſse Menge hineindrängte, war so groſs, daſs mehr als dreyſsig erdrückt oder zertreten wurden.

Den nehmlichen Abend kam noch ein Schwarm von zehntausend nach dem Invalidenhause, um es, unter dem Vorwande nach Waffen zu suchen, zu plündern; aber die Festigkeit des Wahlherrn Deleutre, der nur mit zwölf Soldaten herbeygeeilt war, um Ruhe herzustellen, rettete das Hotel. Er liefs von Vieren aus dem Volke selbst das ganze Gebäude durchsuchen, und da durchaus keine Gewehre mehr zu finden waren, zog der tolle Haufen beschämt wieder heim.

BLATT X.

Die Kanonen werden von Paris nach Montmartre gebracht, den 15. Julius 1789.

Auf die Gräuel des 14. Julius folgte eine eben so schreckliche Nacht. Die wilden Horden zogen noch immer durch die Stadt; von allen Thürmen heulte Sturmgeläute, und mit bangem Schrecken hörte man zuweilen die dumpfen Schläge ferner Kanonenschüsse; zahlreiche Patrouillen durchstrichen die Strafsen; viele Häuser wurden gewaltsam erbrochen, und Männer aus den Armen ihrer Gattinnen gerissen, um auf die Wache zu eilen.

Bereits in den ersten Tagen des Aufruhrs hatte man eine zahlreiche Bürger-Miliz gegründet, und den tapfern Marquis de la Salle an ihre Spitze gestellt, doch mit der festen Versicherung, nie den obersten Befehl zu übernehmen. Vergebens hatte man bis jezt den Blick umher geworfen, einen Mann zu finden, der mit Kraft und Klugheit diese zügellose Menge zähmen könne.

Am 13. Julius, als Schrecken die Versammlung der Wahlherren gefafst hatte, indem der tobende Schwarm die Rüstkammer des Rathhauses leerte, und zweymal die Fahne der Stadt geraubt hatte, nahm ein muthvoller Officier sie den Rebellen wieder ab und brachte sie in den vollgedrängten Versammlungs-Saal. Die Büste des tapfern Marquis de la Fayette war dort aufgestellt; durch Zufall stellte der Officier die Fahne so, dafs sie gerade über dem Brustbilde des Helden wehte, und plötzlich rief alles: « La Fayette soll

Der Gouverneur zog ein Messer, sich selbst zu tödten; Maillard, der ihn kannte, entriſs es ihm, und machte ihn zum Gefangenen. Der Pöbel wollte ihn zerreiſsen, Elie und Hülin schützten ihn und retteten ihn noch, auf kurze Frist vom Tode. Auch der Platzmajor, die Schlieſser, und die Beamten der Bastille wurden gefangen, und gräſslich miſshandelt. Man sprengte alle Gefängnisse ober und unter der Erde, und befreyte die Staats-Gefangenen, sieben an der Zahl, unter ihnen den 72jährigen Tavernier, der schon dreyſsig Jahre diese Gruft bewohnte.

Nun begann man den Zug nach dem Rathhause. Elie, voraus, trug an der Spitze seines Degens Von der Flües stolze Kapitulation; nach ihm kam der Gouverneur, bleich und blutend von zwey Grenadieren unterstützt, die ihn gegen die tobende Menge schützten, welche unter den schrecklichsten Verwünschungen seinen Tod forderte — aber als man auf dem Platz *de la grêve* vor dem Rathhause ankam, konnte nichts mehr die Volkswuth zügeln, sie zerfleischten den unglücklichen Delauney mit tausend Stichen, hieben ihm den Kopf vom Rumpfe und steckten ihn auf eine Picke. Ein gleiches geschah dem Major — mehrere Invaliden wurden gehangen, und nur die Schweizer, welche nicht gefeuert hatten, frey zu ihren Regimentern geschickt, nachdem zwey von ihnen vom Pöbel getödtet worden waren.

In des ermordeten Delauney Tasche fand man ein Billet von Flesselles, dem Vorsteher des Magistrates, welches also lautete: « Halten Sie sich nur noch eine Weile gut, um 10 Uhr bekommen Sie Verstärkung. » Dieſs entflammte die Wuth auf das neue; man stürmte auf das Rathhaus, riſs Flesselles aus der Versammlung, und schleppte ihn auf den Platz. Ein Pistolenschuſs tödtete ihn, und auch sein Haupt wurde auf eine Picke gesteckt.

Nun durchzogen die Eroberer der Bastille triumphirend die Straſsen, vor ihnen her trug man als Paniere die blutigen Köpfe, Kanonen folgten, Bürger und Soldaten, Weiber und Kinder waren in den Reihen. Lauter Jubel scholl den von Wein und Rache Trunknen überall entgegen, und Triumph-Gesänge und Mordgeheul im fürchterlichen Einklange machten diesen blutigen Triumph zur gräſslichsten Scene.

BLATT IX.

Waffenplünderung im Invalidenhause, Morgens den 14. Julius 1789.

Auch das Invalidenhaus gehört unter die ersten Zierden der französischen Hauptstadt, welche so reich an einzeln schönen Gebäuden ist. Schon von Ferne sieht man die herrliche Kuppel, die sich stolz über die übrigen Gebäude emporhebt, und in kühnen Verhältnissen aufwärtsstrebend, den Wolken zu drohen scheint. Den ungeheuren Platz vor dem majestätischen Gebäude umgeben zwey Mauern, terrassenmäfsig übereinandergestellt, und in der Mitte schliefst ein eisernes Gitter den Hof.

Nirgends wohl hat man den verwundeten Kriegern solch' eine herrliche Wohnung ertheilt, und auch die innere Einrichtung bereitet diesen wackern Vertheidigern des Vaterlandes einen schönen Genufs für den Rest ihrer Tage.

Aber in dieser Zeit des Schreckens, wo nichts heilig blieb, sollte auch die Ruhe dieser Hallen fürchterlich gestört werden. Schon am Abend des 13. Julius hatte der Gouverneur, Herr von Sombreuil, die Nachricht erhalten, dafs man am nächsten Morgen das Hotel durchsuchen, und die bedeutende Menge von Waffen, welche sich dort vorfand, wegnehmen würde. Die Verlegenheit des braven Gouverneurs war unbeschreiblich. Dreyfsigtausend Flinten, und mehrere Kanonen waren ihm als ein heiliges Gut anvertraut, für welches er mit Ehre und Leben haften mufste, und doch fehlte ihm die Macht, es gegen die überlegene Gewalt eines empörten Volkes zu schützen. Unruhig durchwachte er die Nacht; schon mit den ersten Sonnenstrahlen umschwärmte ein zahlloser Pöbel den Hof, und jeden Augenblick mufste man den Angriff besorgen. Einige Bessergesinnte hatten eilig auf das Rathhaus die Nachricht gebracht, und eben so schnell sendeten die Wahlherren einen aus ihrer Mitte, Ethis de Corny, um wo möglich die Ruhe zu erhalten.

Bey der Ankunft des Deputirten, umgab ihn das Volk, und forderte mit lärmendem Geschrey die Auslieferung der Waffen. Der Wahlherr geboth Ruhe, und bestand darauf, ohne alle Begleitung in das Hotel zu treten; auch schlofs sich hinter ihm das Gitterthor, und mit wachsender Unruhe erwartete das Volk das Resultat.

BLATT XI.

Ankunft des Königs beym Stadthause, den 17. Julius 1789.

In Versailles verbreiteten die Nachrichten von den Pariser Begebenheiten, und vorzüglich von der Eroberung der Bastille tödtlichen Schrecken. Noch hatte man dem Könige das Vorgefallene zu verbergen gewufst; aber der würdige Herzog von Liancour entdeckte ihm endlich Alles, und beschwor ihn, nachzugeben und die Entfernung der Truppen, auf die man dränge, zu befehlen. Ludwig versprach es, und als am nächsten Morgen die bestürzte National-Versammlung eine Deputation an ihn abschicken wollte, trat er selbst, nur von seinen Brüdern begleitet, in den Saal.

Namenloser Jubel empfieng ihn, und als er in einer kurzen aber innigen Rede versicherte, dafs er im vollen Vertrauen auf die Liebe und Treue seines Volkes die Truppen von Paris und Versailles entfernt habe, als er erlaubte, ja sogar bat, diese seine Gesinnungen der Stadt Paris mitzutheilen, um die Ruhe wieder herzustellen, so wurde des Freudengeschreyes kein Ende, alle Mitglieder der National-Versammlung und eine unzählbare Volksmenge brachten ihn in seinen Palast zurück, wo bey dem Erscheinen der Königin und des Dauphins der unermefsliche Jubel sich erneute.

Die National-Versammlung fertigte eine Gesandtschaft mit dieser frohen Bothschaft nach Paris ab, welche unter dem Donner der Kanonen von den Wahlherren und den Truppen eingeholt wurde. — Aber wir gehen einem schönern Feste entgegen und können also hiebey nicht lange verweilen. Lafayette war an der Spitze der 100 Deputirten der National-Versammlung. Das entzückte Volk warf Lorbeerkränze und Blumen auf sein Haupt; auf dem Rathhause wurden auch der junge Graf Lalli Tolendal und Bailli bekränzt.

Der letzte wurde zum ersten Maire von Paris ernannt, so wie er der erste Präsident der National-Versammlung gewesen war. Unter unbegrenztem Freudengeschrey rief man Lafayette zum Commandanten der National-Garde aus; im Triumph trug man beyde nach der Kirche, wo der würdige Erzbischof von Paris das *Te deum* anstimmte. Die ganze Stadt schwamm in Entzücken, und nichts fehlte zum Gipfel des Glückes, als dafs der König nach Paris käme, und Necker zurückberufen werde. Beydes sollte gewährt werden.

Schon am 17. Julius reiste der König von Versailles ab, von 100 Mitgliedern der National-Versammlung, und einigen Gardes du Corps begleitet; in seinem Wagen waren die Herzoge von Villeroy und Villequier, der Prinz Beauveau, und der Graf d'Estaing. Die Versailler Miliz begleitete ihn bis in das Weichbild von Paris, wo ihn die dortige Miliz empfieng. Eine unzählbare Menge wallte aus den Thoren von Paris ihm entgegen, und das Geschrey: « Es lebe die Nation! » erfüllte die Luft, aber befremdet sah der König auf die Veränderung in den Einwohnern seiner Hauptstadt. Weit entfernt von jener Eleganz, welche in ganz Europa zum Sprüchworte geworden war, ähnelten sie wilden Horden.

Düst're Blicke, in so kurzer Zeit schon an den Anblick des Mordes gewöhnt, blitzten unter den wildverworrenen Haaren hervor. Picken, Messer an lange Stangen gebunden, Flinten und Waffen der seltsamsten Art blinkten in allen Händen, Kanonen, die Beute der Bastille und des Invalidenhauses, wurden in der Mitte des triumphirenden Zuges geschleppt, und vor den Augen des Königes schwenkte man die Fahnen, die man seinen Truppen entrissen hatte. Wie tief mußte es den guten Monarchen erschüttern, als unter diesen Umgebungen ihm der Maire Bailly, wie zum Hohne, die Schlüssel der Stadt übergab.

Zweymal hundert tausend Milizen unter La Fayettes Befehle bildeten vom Thore bis zum Rathhause eine doppelte Reihe von mehrern Gliedern. Eine unabsehbare Menge Volkes, Weiber, Greise, Kinder, war hinter den National-Garden, an den Fenstern, auf den Dächern, und warf unter dem beständigen Geschrey: « Es lebe die Nation! » eine Menge von Kokarden und dreyfärbigen Bändern auf die Vorüberziehenden. (Schon am 13. Julius hatte man die von Desmoulins erfundene grüne Kokarde, weil es die Farbe des Grafen von Artois war, verworfen, und dafür weiß, roth und blau, die Farben der Orleans'schen Liverey, gewählt.) Abtheilungen der Bürger-Miliz zu Pferde ritten vor und hinter dem Wagen des Königs, und La Fayette und seine Adjutanten waren überall, und erhielten unter den ungeheuern Schaaren eine bewundernswürdige Ordnung. Alle Kanonen donnerten, und kriegerische Instrumente mengten ihren Schall unter das Geschrey: Es lebe die Nation! La Fayette! Bailly! die Wahlherren! Keine Stimme nannte den König, der mit trübem Blicke auf das wankelmüthige Volk sah.

Jetzt war der Zug am Hotel de Ville; Bailly bot dem Könige eine National-Kokarde, als Kennzeichen des Franzosen; schweigend befestigte er sie an seinem Hute. Die Bürgermiliz bildete auf der Treppe mit ihren Klingen ein stählernes Gewölbe, unter welchem der König vorwärts schritt, doch kaum hatte er die oberste Stufe erstiegen, als die Wahlherren ihn in ihre Arme nahmen, und ihn durch den vollgedrängten Saal auf den für ihn bestimmten Thron trugen. Jetzt erst hörte man den Ruf: « Es lebe der König » und ein Theil des Volkes warf sich auf die Knie, und alle Augen vergossen Freudenthränen.

Bailly, der Präsident Moreau, Lalli Tolendal und mehrere hielten Reden, welche von dem frohen Gejauchze: « Unser König, unser Vater! » unterbrochen wurden. Ludwig bezeigte seinen Beyfall über die Errichtung der Bürgermiliz, und die Ernennung Bailly's und La Fayettes, als er aber aus der Fülle seines Herzens die wenigen Worte sprach: « Ihr könnt stets auf meine Liebe zählen » — brach ein neuer Jubel, von Schluchzen und Freudenthränen unterbrochen, aus.

Auch das Volk auf dem Greve-Platz forderte mit wildem Geschrey den König zu sehen; er trat an ein Fenster, und bedeckte sich mit dem Hute; auf dem die National-Kokarde prangte; bey diesem Anblicke ertönte von der ganzen Volks-Masse ein unermeſsliches Jubelgeschrey, welches die ganze Zeit, als der König am Fenster stand, mit immer höherer Kraft sich erneute.

La Fayette, welcher immer auf dem Greve-Platz geblieben war, um Ruhe zu erhalten, kam endlich den König abzuholen. Freundlich sagte ihm dieser, daſs es ihn freue, ihn an der Spitze der Miliz zu sehen. Als der Marquis den Monarchen zum Wagen führte, drängte sich das Volk ihm nach, küſste sein Kleid, seine Fuſstapfen und durch ganz Paris hörte man nur den Jubelruf: « Es lebe der König! » Die Stadt war erleuchtet und die Pferde und der Wagen des Fürsten mit National-Kokarden ganz bedeckt.

So kam der König nach Versailles zurück, und beruhigte die Königin, die für sein Leben gezittert hatte. Mit dem Dauphin auf den Armen stürzte sie ihm entgegen; ihre Freudenthränen flossen vereint, und erst im Kreise seiner Familie erholte sich Ludwig von den wechselnden Gefühlen, die ihn an diesem Tage bestürmt hatten.

BLATT XII.

Foulons Ermordung auf dem Greve-Platze, den 23. Julius 1789.

Warum müssen so wenige Tage der Freude seyn? — warum so viele des Greuels? Ach, in dieser schrecklichen Geschichte ist beynahe jedes Blatt mit Blut bezeichnet, und die wenigen Momente eines heitern Daseyns werden schnell von neuen Schreckens-Scenen verdrängt. Zürnen möchte ich mit dem Künstler, der diesen Gegenstand zu seinem Vorwurfe wählte, unedel und empörend. Doch — ist es seine Schuld, daſs der Strudel der Zeiten solche Zügellosigkeiten herbeyführt, und muſs ein Denkbuch nicht auch solcher gedenken? Was die Härte des Vorfalls mildert, ist, daſs hier wenigstens kein unschuldig Blut vergossen wurde. Foulon war wirklich Verbrecher, und der Fluch der Nation haftete mit Recht auf ihm.

Er hatte von seinem Vater, einem Advocaten, ein sehr geringes Vermögen geerbt, aber durch unredliche Verwaltung als Kriegs-Kommissair, und endlich als Armee-Intendant, ungeheure Reichthümer zusammengerafft. Bey der Armee in Deutschland während dem siebenjährigen Kriege, wuſste er des Marschall Bellile ganzes Vertrauen zu gewinnen, und miſsbrauchte es.

Während einer nicht allzulangen Amtsführung fand er Mittel, durch eine Art von Schatz-Scheinen die öffentlichen Kassen beynahe um 200 Millionen zu betrügen, und den Credit des Staates zu untergraben. Die Nation schrie laut gegen ihn, und doch wagte er es, frech sich als Finanz-Minister anzubieten. Der Herzog von Choiseuil, damaliger Premier-Minister, verwarf ihn zwar, weil der Haſs des Volkes auf ihm lastete, doch konnte er nicht verhüten, daſs Foulon eine seiner Creaturen, einen gewissen Laverdi, an diese Stelle schob, und durch diesen unumschränkt waltete. Drey der gröſsten Herrschaften brachte er an sich, und mehrere prächtige Hotels in Paris, aber die Liebe des Volkes konnte er nicht kaufen, und als dieses im Anfange der Revolution eine so entscheidende Stimme erhielt, floh der feige Foulon auf sein Landgut von Viry. Auch dort konnte er sich nicht für sicher halten, denn er war den Landleuten so sehr verhaſst, als den Städtern; bebend fand er nirgend Ruhe; ein Scheintod sollte ihn retten. Er befahl das Gerücht seines Todes überall zu verbreiten, lieſs einen prächtigen Leichenzug halten, und alle seine Leute in tiefe Trauer

kleiden. Umsonst! — unter seinen eigenen Hausgenossen fanden sich Verräther, und bey Nacht drängten sich die Bauern in das Schloſs, überfielen, banden, und zwangen ihn, nach Paris zu folgen. — Die rächende Stunde war erschienen; hatten ihn vorher nur Furcht und Gewissens-Angst gequält, so muſsten ihn jetzt auch körperliche Leiden zur Verzweiflung bringen. Umgeben von einer jauchzenden Rotte, muſste der erschöpfte Greis zwölf Stunden mit nackten Füſsen laufen; wenn ihn die Kräfte verlieſsen, peitschten sie ihn mit Nesseln vorwärts, und schmerzlicher noch dünkte ihm der höhnende Zuruf: Heu! Heu! der unaufhörlich erscholl und für ihn von düst'rer Vorbedeutung war. Er hatte nehmlich oft in frechem Uebermuth gesagt: « Er wolle es dahin bringen, daſs das Volk froh seyn müsse, wenn es auch nur Heu zu essen habe. » Dieser Frevel muſste empören, und fürchterlich wurde er nun gerochen. Eine ungeheure Menge empfieng ihn an den Thoren, und riſs ihn unter Schmähungen und Mordgeheul zum Rathhause, kaum vermochte ihn ein herbeygeeilter Wahlherr und die Wache vom Tode zu retten. Man wollte ihn nun auf dem Rathhause bewachen, bis die Versammlung der Districte über ihn entschieden haben würde, aber die Gährung unter dem Volkshaufen, der den ganzen Greve-Platz füllte, war so groſs, ihr Geschrey nach Rache und Tod so wüthend, daſs die Wahlherren erzitterten. Einige schlugen vor, ihn als Staatsgefangenen in die Abtey St. Germain zu bringen, man durfte es aber nicht wagen, ihn über den Platz zu führen, denn sicher hätte ihn der Pöbel zerrissen. In dem Augenblicke erhielt man Nachricht, daſs auch Berthier, Foulons Schwiegersohn, und Intendant von Paris, zu Compiegne angehalten worden sey, und nach Paris gebracht werde; man fühlte in der Versammlung nur zu wohl, daſs dieſer Umstand die Gährung des Volkes vergröſsere, und beyde als ihr Opfer fallen würden. Man wünschte sie zu retten, und machte den Plan, Berthiers Ankunft zu verzögern, und Foulon bey Nacht in die Abtey St. Germain zu bringen, um ihn der Volkswuth zu entziehen; aber die rächende Nemesis hatte es anders beschlossen. Eben als La Fayette hinweggegangen war, um in diesem Sinne zu wirken, verlangte das Volk den Gefangenen zu sehen, und seine Drohungen gegen die Versammlung wurden so kühn, daſs man seinem Wunsche genügen muſste. Foulon wurde an ein Fenster gebracht, mit kanibalischer Freude jauchzete das Volk bey seinem Anblicke, und schnell folgte das dumpfe Gebrülle: « An die Laterne, an die

« Laterne! » Die Wahlherren, vorzüglich die Geistlichen unter ihnen, suchten das Volk zu beruhigen, indem sie verlangten, daſs der Gefangene erst gerichtet werden müsse, ehe man ihn tödte; aber das rasende Volk hörte sie nicht; einige wollten Feuer an das Rathhaus legen, indeſs sich der groſse Haufe mit wüthender Gewalt gegen den Palast warf, die Wachen unter die Füſse trat, die Schranken zerbrach, und unaufhaltsam in den Versammlungs-Saal drang. Der Präsident Moreau, und mehrere Wahlherren beschworen sie, nur so lange zu zögern, bis er gerichtet sey. « Recht! Richten, hängen! Richtet ihn gleich! » so brüllte die Menge. Hier sind keine Richter, sprach Osselin, aber wir wollen ihn den Richtern übergeben. « Nein, nein, gleich, « ihr müſst ihn gleich richten! » Das Volk wählte unter den Wahlherren Foulons Richter, unter ihnen zwey Priester. Unsere Religion, sprach der Eine, verbiethet uns, Blutrichter zu seyn; da entbrannte die Wuth noch heftiger; der Pöbel glaubte, die Wahlherren wollten den Gefangenen fliehen lassen; diese aber suchten nur Aufschub, um La Fayettens Ankunft zu erwarten, und durch diesen Liebling der Nation die Ruhe wieder herzustellen. Indessen tobte das Volk, bis man Foulon aus einem Nebenzimmer herbeyführte, und vor die neuerwählten Richter brachte. Man zwang ihn, sich auf einen Stuhl zu setzen, den man auf einen Tisch stellte.. Bey seinem Anblicke wuchs die Volkswuth so gräſslich, daſs sie nur noch unarticulirte Töne unter schrecklichen Verzerrungen herausstoſsen konnten, und man sah mehrere dieser Rasenden im Zorn ihre eigenen Arme mit den Zähnen zerfleischen. Foulon schien in diesem Momente verlohren — da erschien La Fayette. Selbst die ungeheuerste Wuth schwieg bey seinem bloſsen Anblicke. Ruhig schritt er durch die gedrängten Schaaren; die vor ihm sich ehrfurchtsvoll öffneten.

Seine männliche Beredsamkeit stimmte bald das Volk dahin, daſs es seine Einwilligung gab, den Gefangenen nach St. Germain bringen zu lassen; aber nur die, welche La Fayette sahen und hörten, waren beruhigt, auf dem Platze vor dem Rathhause wurde das Geschrey um Foulons Tod immer heftiger; in dem Saale selbst waren viele, die noch für seinen schnellen Tod stimmten, und ein Mann von edler Bildung und hohem Anstande, der sich bis zu dem Tische vorgedrungen hatte, auf dem Foulon saſs, rief La Fayette mit wuthverzerrter Miene entgegen: « Richten? Ist es wohl nöthig, einen Mann zu richten, der schon seit dreyſsig Jahren gerichtet ist? »

Zweymal noch gelang es La Fayette, den wüthenden Schwarm zu bezähmen, und schon glaubte man Foulon befreyt, als plötzlich neue Schaaren in den Saal stürmten, und riefen: « Das Palais Royal « kommt, die Vorstadt St. Antoine kommt, um Foulon zu haben, zu richten, zu tödten. »

Zum Tode! hallte es jetzt rings um's Rathhaus, zum Tode! rief das zahllose Volk auf dem Platze, auf den Treppen und im Saale. Die ganze Menge wälzte sich vorwärts, und drängte die vordersten Haufen gegen die Wahlherren und Foulon. Der Stuhl, auf dem er sitzt, wankt, stürzt — mit ihm der Greis zur Erde nieder, aber hundert Arme haschen ihn, tragen ihn schwebend empor, die Treppe hinab, zur Laterne, und in zwey Minuten hat er geendet.

Zweymal riſs der Strick, und Foulon bath knieend um sein Leben, aber der wüthende Pöbel erschlug — zerfleischte ihn mit Messern, schnitt das gräſslich entstellte Haupt ihm ab, und steckte es, mit einer Hand voll Heu im Munde auf eine Lanze, um es durch die Stadt zu tragen. Seine reiche Börse, seine köstlichen Uhren, Dose, Schnallen, wurden unversehrt auf das Rathhaus gebracht. Nicht Raubsucht mordete hier, sondern gerechte Rache. Als man mit dem Kopfe Foulons durch die Stadt zog, begegnete man eben dem gefangenen Berthier, und zwang ihn, des Schwiegervaters blutig Haupt zu küssen. Auch er wurde nach wenigen Stunden ein Opfer der Pöbelwuth, und sein Kopf mit dem des Foulon auf Picken gesteckt. Weniger strafbar als sein Schwiegervater, trug er den Fluch dieser Verwandtschaft und seines Amtes. Er hinterlieſs eine Gattin und acht liebenswürdige Kinder.

BLATT XIII.

Im Hafen St. Paul wird ein Schiff mit Schieſspulver angehalten, den 6. August 1789.

Das Volk schien nun erschöpft von blutigen Thaten auszuruhen. Mehrere Tage und Nächte waren stille hingegangen und man schöpfte freyer Athem. In Versailles setzte die National-Versammlung ihre Sitzungen

fort, und die merkwürdige Nacht vom 4. August gab dem französischen Volke mehr Freyheiten, als es je bey seinen kühnsten Wünschen erwartet hatte. Auf die Frage, wie die Ruhe am sichersten herzustellen sey, erhob sich der Vicomte von Noailles und äufserte, dafs nur Beweise, wie aufrichtig die National-Versammlung es mit der Nation meyne, dieses Wunder bewerkstelligen, und dafs nur Opfer der privilegirten Stände das Zutrauen, das Glück und die Ruhe des dritten Standes erkaufen könnten. Wunderbar wirkten diese Worte auf die Versammlung; Adel und Geistlichkeit wetteiferten, alle ihre Rechte, die sie seit mehr als tausend Jahren mühsam erworben hatten, in dieser einzigen Nacht dahin zu geben. Alle Privilegien, Zehnten, Jagd- und Gerichtsbarkeit, Erb- und Stolen-Rechte, kurz die ganze unendliche Liste ihrer Vorzüge wurde mit Einemmale vernichtet. Als diese Nachricht nach Paris kam, schwamm das Volk in demselben Taumel, der die Stände selbst ergriffen zu haben schien, als sie ihrer Macht entsagten, aber diese unendlichen Opfer sollten durch eine Kleinigkeit, ein Nichts wieder fruchtlos werden.

Am 6. August fuhr ein beladenes Fahrzeug, mit 3 Matrosen bemannt, die Seine herab. Am Hafen St. Paul, wo sich die Holzstätten aufthürmen, und immer eine Menge Arbeiter und anderes Volk versammelt ist, wurde es angehalten. Es war mit schlechtem Pulver, wie es zum Negerhandel fabricirt wird, beladen, und sollte zu Essonne gegen gutes Pulver ausgetauscht werden. Lavoisier, der Aufseher des Arsenals, hatte hierzu eine eigene Ordre des Marquis de la Salle, als zweyten Kommandanten der Pariser Miliz. Aber die Emissaire der Orleans'schen Verschwörung, stets bemüht das Volk zu entflammen, gaben vor, die Contrerevolution sey bereits angefangen, und man bringe das Pulver aus dem Arsenale, um Paris wehrlos zu machen.

Die Matrosen wurden auf das Rathhaus geschleppt, auch Lavoisier mufste dort erscheinen; das Volk hörte nicht auf seine triftige Vertheidigung, sondern verlangte seinen und La Salle's Kopf.

Mit Mühe entfloh Lavoisier der Wuth des Pöbels und verbarg sich bey einem seiner Freunde. Kaum war er dort in Sicherheit, als ein toller Haufen mit einem blutigen Kopfe auf einer Picke vor dem Fenster des erstarrten Flüchtlings vorüberzog, und ausrief: « Seht hier das Haupt des Verräthers Lavoisier! » « Lavoisiers « Haupt! » — Lavoisier war gerettet, aber welcher Unschuldige mochte statt ihm als Opfer geblutet haben?

Auch La Salle sollte bluten; man suchte ihn in seiner Wohnung ohne ihn zu finden; nun stürmten mehr als achtzigtausend das Rathhaus, wo sie ihn verborgen glaubten, und das Leben der Wahlherren war in Gefahr, als abermals La Fayette als rettender Engel erschien. Mit ruhiger Würde entfernte er die Stürmer des Rathhauses, nachdem er schon vorher durch ein künstliches Manoeuvre seiner zahlreichen Soldaten den Platz hatte räumen lassen.

Da die Belagerer der Wahlherren sich so plötzlich sich selbst überlassen sahen, und aus Angreifern die Angegriffenen wurden, schwand ihre Wuth. La Fayette sprach noch Einmal zu ihnen mit voller Kraft und hoher Freundlichkeit, und sie zogen, ihn laut beklatschend, von dannen — aber die Ruhe blieb gestört und neue Schrecken drohten.

BLATT XIV.

Besenval wird in ein altes festes Schloſs zu Brie Comte Robert gebracht,

den 10. August 1789.

Der Baron von Besenval aus Solothurn in der Schweiz, war bereits seit mehr als dreyſsig Jahren im Dienste der Krone von Frankreich, wo er von Würde zu Würde stieg, und endlich General-Lieutenant, Innhaber eines Schweizer-Regimentes, Gouverneur von Isle de France und von noch 3 andern Provinzen wurde. Seine Reichthümer und seine Anhänglichkeit an den König waren wohl seine einzigen Verbrechen, aber man wurde nicht müde, ihm neue anzuschuldigen. Er sollte den Vorschlag gemacht haben, Paris zu belagern, und das unreife Korn abzuschneiden, um die Stadt auszuhungern; er sollte am 12. Julius dem Prinzen von Lambesc den Befehl ertheilt haben, die Bürger anzugreifen, (Siehe Blatt VI.) und dem Gouverneur Delauney, die Bastille auf das Aeuſserste zu vertheidigen. Dieſs war hinlänglich für die Pariser, um Besenval, der in ihre Hände gefallen war, ohne Untersuchung hinzurichten. Aber Necker, der Abgott des Volkes, war sein Landsmann und sein innigster Freund. Als der Minister auf das dringendste Verlangen

zurückberufen wurde, und am 30. Julius seinen triumphirenden Einzug in Paris hielt, war seine erste Bitte um Besenvals Leben und Freyheit. « Nicht nur vor Ihnen, » sprach er zu den Wahlherren, « sondern vor « dem niedrigsten Bürger von Paris werfe ich mich auf meine Knie, um Besenval zu erbitten. »

Er weinte bey diesen Worten, Alle ergriff gleiche Rührung, und tausend Stimmen riefen: « Gnade, « Vergebung! » Der Befehl zu des Generals Befreyung wurde sogleich gegeben. Doch der Pöbel lehnte sich gegen diesen Gewalts-Schritt der Wahlherren auf, und drohete Necker selbst mit der Laterne. Der Ausschuſs der 120 nahm sein Decret über Besenvals Freyheit zurück, um aber den Unglücklichen der Volkswuth zu entziehen, entfernte man ihn von Paris, und brachte ihn am 10. August unter einer starken Bedeckung zu Fuſse und zu Pferde nach dem festen Schlosse zu Brie Comte Robert. Hier zeigte sich aber die Rohheit der Revolutions-Soldaten in ihrer ganzen Abscheulichkeit; um den 68jährigen General in Sicherheit zu bringen, umringten ihn tausend Bewaffnete; und als man an dem traurigen Aufenthalte angekommen war, riſs man ihn ohne Achtung für sein Alter, seine Würde, seine früheren kriegerischen Verdienste, aus dem Wagen, schleppte ihn wie den gemeinsten Verbrecher unter Miſshandlungen seinem Kerker zu, und kaum konnten einige Bessergesinnte ihn dem schmerzlichsten Tode entreiſsen.

Ich brauche wohl nicht erst auf die herrliche Haltung hinzuweisen, welche der Zeichner seinem Gegenstand zu geben wuſste. Die Decoration des wüsten Schlosses, und des Wirths- und Wachthauses, mit der hier ominösen Ueberschrift: *bonne chère, bon vin,* ist vortrefflich. Wuth und Mordsucht in jeder Bewegung der buntscheckigen Begleitung sprechend ausgedrückt, und besonders die drohende Gruppe auf und um den Wagen schön gestellt.

Besenval wurde erst am 21. November 1789 vor das Criminal-Gericht im Chatelet zum ersten Verhöre gebracht, wo er sich mit dem kräftigsten Anstande, als Schweizer, als beeidigter Diener seines Königes, vertheidigte.

Er hatte nie Befehl zum Morden gegeben, noch weniger war ihm der rasende Gedanke gekommen, die Aerndte zu vertilgen. Das Zusammenziehen der Truppen um Paris, war einzig das Geheimniſs des Hofes und des commandirenden Marschalls Broglio. Seine Befehle an Delauney waren nur Folgen seiner

militairischen Pflicht. Hundert acht und siebzig Zeugen bewiesen seine Unschuld, aber der Pöbel verlangte noch immer mit wüthendem Geschreye seine Hinrichtung. Endlich am 29. Jänner 1790 wurde er frey gesprochen, starb aber bald darauf lebensmüde. Die sechs Monate eines unverschuldeten Gefängnisses, und die Gefahr, in der er unaufhörlich schwebte, von dem Pöbel herausgerissen und ermordet zu werden, hatten seine Gesundheit untergraben. Einmal in dieser Schreckens-Zeit siegte die Gerechtigkeit, aber zu spät, um dem Geretteten mit der Freyheit auch ihren Genuſs zu versichern.

BLATT XV.

Patriotisches Geschenk der Künstler-Frauen von Paris, den 7. September 1789.

Die auf diesem Blatt vorgestellte Begebenheit findet sich eigentlich nicht speciell in den Tagebüchern der Geschichte damaliger Zeit aufgezeichnet. Sie mag eine von den vielen seyn, wo von Enthusiasmus, Glauben und Hoffnung besserer Zukunft hingerissen, Bürger und Bürgerinnen dem Staate Opfer brachten, in der ernsten Meinung, wenigstens einigen Balsam in die uralten Wunden des gemeinen Wesens, das an gänzlicher Erschöpfung seiner Finanzen litte, zu gieſsen. Daſs hier gerade Frauen, und zwar Künstler-Frauen, ihr entbehrliches, vielleicht auch mehr als entbehrliches dahingaben, glaubend dem allgemeinen Bedürfniſs zu helfen, macht, unsers Erachtens, ihrem Stand und ihrem Geschlecht Ehre. Hier muſs die Gesinnung beachtet werden, nicht der Erfolg. Jener wollen wir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und das um so mehr, da ihr reizbareres, tiefer empfindenderes Geschlecht viel leichter hingerissen wird zu dem Guten und dem Bösen, zu der erhabensten Aufopferung und zu tiefer Schlechtigkeit. Von letzterer geben folgende Blätter traurige Proben, aber sollten wir um der Schand-Thaten verabscheuungswürdiger Fischweiber, den nicht genug zu rühmenden Edelmuth, die namenlosen Aufopferungen, die mit Lebensgefahr erkauften Rettungen so vieler dem Tode bestimmten Unglücklichen, die Tröstung in Noth und Gefahr vergessen, welche damals und späterhin Frauen bewiesen, und von denen keine Zeit so viele reine Beyspiele giebt, als jene verhängniſsvolle Zeit des allgemeinen Unglücks.

BLATT XVI.

Die Fahnen der National-Garde von Paris werden in der Kirche Notre Dame eingeweiht, den 12. September 1789.

Hier ist vor Allem der Platz, von dem Marquis de La Fayette zu sprechen, der so oft der Retter des Staates, des Monarchen und seiner Familie wurde, den endlich Orleans schändliche Parthey stürzte, dessen Sturz aber selbst seinen Ruhm nur noch vermehrte.

Die Nachwelt wird über diesen Edlen ein richtiges Urtheil fällen, und seine Gegner, die seinen Absichten unüberwindliche Hindernisse entgegengeworfen, mit dem Fluche der Menschheit beladen.

Wo bietet uns die ältere oder neuere Geschichte einen Helden dar, der so wie er, ohne eigenes Interesse, ohne feilen Egoismus, sein Vermögen, seinen Stand, sein Leben nur immer dem allgemeinen Besten opferte. Man wirft ihm Ehrgeiz vor? O wohl dem Staate, dessen Bürger nach solcher Ehre geizen.

Schon in seinem 19. Jahre liefs er auf seine eigene Kosten eine Fregatte bemannen, um den ohnmächtigen, unterdrückten, dem Untergange nahen vereinigten Staaten des nördlichen Amerikas zu Hülfe zu eilen. Er verliefs Vaterland, Reichthümer, ein bequemes Leben, die glänzenden Aussichten auf mühlos erworbene Würden, um auf dem Boden eines fremden Welttheiles mit Gefahren und Mangel für die Freyheit zu kämpfen. Nie erkaltete sein Eifer, nie verleugnete er seine Bescheidenheit.

Mit Ruhm gekrönt, kehrte er erst dann in sein Vaterland zurück, als Amerikas Freyheit gesichert war, und nun lebte er in der Blüthe seiner Jugend, nur den häuslichen Freuden, ohne Würden zu suchen, die er so leicht erhalten konnte.

Die Versammlung der Notabeln rief ihn in das thätige Leben zurück. Dort sprach er mit Würde, doch ohne je der Pflichten des Unterthans zu vergessen. Er fühlte die Leiden seines Vaterlandes, er wünschte sie zu heben, aber ohne es in den Abgrund einer Revolution zu stofsen. Als diese endlich, ohne sein Zuthun,

ausgebrochen war, blieb er stets sich selbst getreu, ein warmer Freund der Freyheit, ohne ihrem Terrorismus zu huldigen.

Die allgemeine Stimme der Nation rief ihn an die Spitze der Milizen von Paris, die eines kraftvollen Führers bedurften, um sie zu organisiren und zu leiten. La Fayette unternahm das Riesenwerk — aber was vermag auch der gewaltigste Genius des Einzelnen gegen die zahllosen Demone einer hunderttausendköpfigen Schaar, die mit Meineiden spielt, und an Meuchelmorden sich letzt.

Der General als Welt- und Menschen-Kenner wollte das Volk durch Religion zügeln; daher die feyerliche Handlung, welche wir hier vorgestellt sehen. An geweihter Stätte sollten die Fahnen der Vertheidiger der Freyheit und des Vaterlandes gesegnet werden, um die Krieger in heiliger Scheu an sich zu binden. In dem ehrwürdigen Dome der Frauenkirche, der in schauerlicher Majestät sich wölbt, und die grauen Jahrhunderte zurückruft, in denen Liebe zum Könige und zum Vaterlande die ersten Tugenden der Franzosen waren, wurden die Fahnen der Bürger-Legionen von Paris eingeweiht. Ein erhabener Anblick, der auch wirklich jede Seele mit heiliger Schauer füllte.

Feyerlich dumpf rollte die Eidesformel durch die Reihen und brach sich, wiederhallend, am gothischen Gewölbe; gewiss war keiner gegenwärtig, der sich nicht selbst erhaben fühlte, und in dem Augenblicke seinen Schwur mit dem Leben gelöst hätte —— aber auch nur in dem Augenblicke. —— Sie verließen den Dom, und zugleich verließ sie das Andenken an den heiligen Eid.

Nur allzubald werden wir sehen, wie sie in blinder Vergessenheit alles Heilige mit Füßen treten. — O Franzosen! wie groß könntet ihr seyn, wenn ih standhaft wäret in Euch selbst!

BLATT XVII.

Gastmahl der Leibwache im Opern-Saale zu Versailles, den 1. October 1789.

Seit dem Abfalle der Soldaten des französischen Garde-Regiments am 13. Julius, sah die Hofparthie ein, daſs nichts zu versäumen sey, sich der Treue der übrigen Truppen zu versichern. Der König selbst, fest vertrauend auf die Anhänglichkeit seiner Krieger, wuſste nichts von den Mitteln, welche man anwandte, um sie in der Stimmung zu erhalten, in welcher man sie zu sehen wünschte, aber seinen Hofleuten schien der Augenblick so dringend, daſs sie nichts unversucht lieſsen. Wein, Liebe und Gold wurden verschwendet, um die Krieger immer fester zu ketten; oft sah man die schönsten Hofdamen unter den Gardisten umherwandeln, und ihnen aus ihren Körbchen weiſse Kokarden spenden, welche die Soldaten, im Geiste der alten Ritterzeiten, auf ihren Knien empfiengen, und den Schwur ihrer Treue mit einem Handkusse besiegelten.

In den Gärten von Trianon oder in der Orangerie von Versailles versammelten sie sich in schönen Mondnächten, und feyerten den Bund der Liebe und Treue; doch kann man, trotz Mirabeaus Verläumdungen, nicht glauben, daſs Unsittlichkeiten diese Feste entweihten; diese Gardes du Corps waren ohne Ausnahme Edelleute von den besten Familien des Reiches, und Männer von Erziehung.

Indeſs sah man leicht ein, daſs diese kleine erlesene Schaar nicht hinreichend sey, dem Andringen einer überlegenen Masse zu widerstehen. Die Besorgnisse waren um so gegründeter, da die abtrünnigen französischen Garden, von den Verschworenen der Orleans'schen Parthey aufgewiegelt, La Fayetten den Gehorsam verweigerten, und laut erklärten, sie wollten nach Versailles ziehen, um ihren alten Posten bey dem Könige zu behaupten.

La Fayette, in namenloser Verlegenheit, benachrichtigte heimlich den Monarchen von diesem Schritte, den er nicht verhindern konnte, und forderte ihn dringend auf, ein treues Regiment nach Versailles zu bescheiden, um der drohenden Gefahr Hindernisse entgegen zu setzen; aber der unglückliche König hatte

die Macht verloren, Truppen nach seinem Gefallen kommen zu lassen, und nur durch den Grafen d'Estaing, den Commandanten der Bürger-Milizen in Versailles, war es möglich, den Bürgerrath dahin zu bestimmen, dafs er selbst den Anmarsch eines Regimentes wünschte, um sich den vermuthlichen Angriffen von Paris her, zu widersetzen. Das Regiment Flandern wurde nach Versailles beordert. Die Verschworenen wütheten, als sie es erfuhren, und Mirabeau sprach nur von Gegen-Revolutionen und Krieg gegen die kaum begonnene Freyheit.

Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, um das Regiment in seinem Marsche aufzuhalten, oder es für die Verschwörung zu gewinnen. Liederliche Weibsleute wurden ausgesandt, um 45000 Livres unter sie zu vertheilen, und eine noch einmal so grofse Summe zu versprechen. Die Soldaten verschmähten Gold und Wollust; und zogen am 23. September mit zwey Kanonen und reicher Munition in Versailles ein.

Nun glaubte der Hof Alles gewonnen, und um die Bürger-Miliz dafür zu belohnen, dafs sie ihre neuen Kriegsgefährten so gut empfangen hatte, schenkte die Königin jeder Compagnie derselben eigenhändig eine Fahne. Am 30. September wurden diese eingeweiht, die Officiere der National-Garde dankten der Königin für ihre Gnade, und ganz Versailles schwamm in einem Strome von Freude. Man wollte diese noch erhöhen, um im allgemeinen Taumel so sicherer zum Ziele zu gelangen.

Ein altes Herkommen in Frankreich bestimmt, dafs ein Garnison-Regiment einem neuangekommenen ein festliches Mahl bereite, was war also natürlicher, als dafs die Gardes du Corps ein Gleiches für das Regiment Flandern thaten.

In dem Saal des Opernhauses, der reich beleuchtet war, dehnten sich die schwerbeladenen Tafeln, nichts fehlte am sinnlichen Genusse, und Alles lebte nur ihm. Auch die Officiere der Bürger-Miliz waren hier versammelt, und Alle schwelgten im Genusse der Freundschaft, der Bruderliebe und der köstlichen Gaben. Auch die Soldaten des Regiments Flandern wurden in den Saal gelassen, und man spendete ihnen Wein. Als dieser nun die Geister im Wirbel drehte, wurde der Frohsinn allgemeiner, und überall ertönte der Ruf: « Es lebe der König! die Königin! der Dauphin! » — Siehe da! plötzlich traten sie selbst in den Saal, giengen freundlich durch die Reihen, und freuten sich der allgemeinen Freude. Nur kurze

Zeit verweilten sie, aber ihre Gegenwart steigerte den Jubel noch höher, und als sie giengen, tönte das Jauchzen noch lauter.

Die Musik der Regimenter stimmte nun das bekannte Lied aus Richard Löwenherz an:

O Richard, o mon Roi!
L'univers t'abandonne etc.

und alle fielen enthusiastisch ein. Die Köpfe vom Weine benebelt, von dem Anblicke des Monarchen elektrisirt, begiengen die fröhlichen Krieger hundert Thorheiten. Die weiſse Kokarde ward hoch gefeyert, man lief Sturm an den Wänden, und noch zu spät in der Nacht brachten die Officiere dem königlichen Paare ein Lebehoch!

Den zweyten Tag (3. Oct.) ward ein Frühstück in demselben Geiste gegeben, am 4. reichte der Magistrat dem neu angekommenen Regimente den Ehrenwein; überall und immer Vergnügen, Freudentaumel, Liebe für den König. Denselben Abend brachten die Hofdamen auch diesen Kriegern die weiſse Kokarde, mit der deutungsvollen Weisung: « Verwahrt sie wohl; es ist die einzige ächte; die einzige, « welche triumphiren wird. »

Wuth schnaubend vernahmen Mirabeau und seine Anhänger diese Nachrichten. Doch bald zerfloſs sein Zorn in ein Lächeln. « Das stürzt sie » sprach er — und er sprach wahr.

BLATT XVIII.

Die Marktweiber ziehen nach Versailles, den König abzuholen, den 5. October 1789.

Da stehen wir nun an einer der gräfslichsten Scenen. Mit Widerwillen ergreife ich die Feder, um eine Reihe von Greueln zu beschreiben, welche alle frühern Blutthaten übertreffen.

Orleans und sein Anhang hatten die Erzählung von dem Gastmahle der Garden wohl benützt, um den Zorn der Pariser gegen das Königliche Haus zu entflammen, indem sie die Wahrheit auf das hämischste entstellten. Die National-Kokarde sollte mit Füfsen getreten, ein Eid abgelegt worden seyn, die Gegen-Revolution zu beginnen, und die Gährung, welche diese elenden Mährchen verursachten, wurde durch Geld-Spenden noch gesteigert. Orleans selbst gieng nur mit einem grofsen Sacke voll Thaler unter das Volk, und an Einem Tage wurden 50000 Livres zur Erkaufung des Pöbels verwendet.

Um den Streich noch sicherer zu vollführen, erregte man durch Getreide-Aufkäufe eine künstliche Hungersnoth, und liefs das Volk glauben, dafs nur der König sie verursacht habe, und leicht heben könnte. Jetzt war das Volk auf dem Punkt, wo sie es wollten.

Doch Mirabeau gieng in seinen Berechnungen noch weiter: Nicht Männer — Weiber sollten seine verruchten Plane ausführen.

Er wufste, dafs diese, einmal in Wuth gesetzt, weiter gehen würden als Männer, — er wufste, dafs sie ungestrafter Verbrechen würden begehen können, weil die Soldaten sich schämen würden, auf Weiber-Schaaren zu feuern, er rechnete darauf, dafs sie durch ihre feilen Reize die Soldaten für sich gewinnen könnten, und leider! rechnete er nicht falsch.

Schon am Sonntage den 4. Oct. war er selbst nach Paris gekommen, um zahlreiche Schaaren von Lustdirnen und Fischweibern zu werben. Drey bis vierhundert besoldete Meuchelmörder sollten sich an sie anschliefsen, um sie im Nothfalle kräftig zu unterstützen. Noch denselben Abend sah man die Weiber

durch alle Strafsen lärmten, und hörte sie überall mit lächerlichem Stolze sprechen: « Nun soll es bald anders « gehen, nun stellen wir uns an die Spitze der Staats-Geschäfte! » — Im Palais Royal, wo bisher Camille Desmoulins und Consorten das Volk ins Feuer zu bringen suchten, traten an diesem Tage auch weibliche Redner auf. Man sah Eine von ihnen, dem Anzuge nach vom höhern Stande, einen Tisch besteigen, und zu der Versammlung eine rührende Rede halten: « Wir haben kein Brod, » sagte sie, « unsere Kinder darben, « aber morgen wollen wir nach Versailles ziehen, um den König um Brod für unsre Kinder zu bitten; « wer eine gute Mutter ist, schliefse sich an unsere Schaar. »

Am fünften October, um acht Uhr Morgens, kam der erste Schwarm von Weibern auf das Rathhaus. Sie waren durchaus von der geringsten Klasse, jung und festlich geschmückt, auch liefs ihre frohe Laune weder Mangel noch fürchterliche Plane vermuthen, aber um 11 Uhr füllte sich der Greveplatz mit einer tobenden Menge von Markt- und Fischweibern. Viele verkleidete Männer waren mit ihnen, und bewaffnete Meuchelmörder standen in ihren Reihen. Die Soldaten, welche sie mit den Bajonetten verjagen wollten, wurden mit einem Hagel von Steinen angegriffen, und verliefsen den Platz, um nicht auf Weiber schiefsen zu müssen. Nun erbrachen die Weiber das Rathhaus, raubten die Waffen, alles was Geldes werth war, und über eine halbe Million Papiergeld. Unter der Losung: « Brod! Brod! » stürzten sie wieder auf den Platz, holten Feuerbrände und Fackeln, und wollten das Rathhaus in Brand stecken.

Maillard, bekannt durch den Sturm der Bastille, entrifs den Rasenden die Fackeln, aber sie zu beruhigen war unmöglich; da trat er auf, und versprach sie selbst nach Versailles zu führen. Jauchzend wählten ihn die Weiber zum Feldherrn, und zogen mit Trommeln durch die Strafsen, um noch mehrere zu werben. Wer ihnen Weibliches begegnete, alt oder jung, vornehm oder gering, wurde gezwungen, sich an sie anzuschliefsen. Der Platz Ludwig XV. war zuerst zum Vereinigungs-Orte bestimmt, aber da er die übergrofse Zahl nicht zu fassen vermochte, sammelten sie sich in den Elisäischen Feldern. Die Kanonen, die sie auf dem Rathhause erbeutet hatten, wurden mitgeschleppt.

Schon an den Tuillerien, wo sie den von den Schweizer-Gardisten verwehrten Eingang erzwingen wollten, begiengen sie den ersten Mord. Ein Weib, Lavarenne, erschlug die unglückliche Schildwache,

und die Meuchelmörder, die mit Dolchen, Flinten, und Bajonetten auf Stangen gebunden, ihnen überall folgten, durchbohrten ihn noch mit vielen Stichen.

Maillard, der Alles von diesen Wüthenden befürchtete, bewog endlich die Weiber, die lästigen Waffen wegzuwerfen, indem er ihnen vorstellte, daſs sie doch nur nach Versailles zögen, um von dem Könige und der National-Versammlung Brod und Gerechtigkeit zu verlangen, und unbewaffnet weit sicherer rühren würden, als durch Gewalt. Sie gehorchten, entwaffneten sogar selbst einige Widerspenstige, und behielten nur die Kanonen bey. Die Meuchelmörder aber legten ihre Gewehre nicht ab. In den Dörfern Chaillot und Sevres erbrachen sie alle Häuser, und plünderten, während die erschrockenen Einwohner vor dem Schwarme (es waren über 7000 Weiber) entflohen. In dem letzten Dorfe nahmen sie auch Pferde weg, um sie an die Kanonen zu spannen, die selbst zu ziehen ihnen zu beschwerlich wurde. Hier blieben die Meuchelmörder zurück und zechten, indeſs die Weiber trotz dem gewaltig strömenden Regen, und den grundlosen Wegen immer vorwärts gen Versailles zogen.

Bey Viroflay trafen sie einige Reuter, — die schwarze Kokarden trugen; die Weiber rissen sie von ihren Pferden, schwangen sich selbst darauf, und zwangen die Besitzer durch Miſshandlungen, ihnen zu Fuſse zu folgen.

Vor Versailles befahl Maillard Halt zu machen, die Kanonen, auf denen Weiber mit brennenden Lunten saſsen, hinter den Zug zu bringen, und unter frohen Gesängen einzuziehen. Sie stimmten das Volkslied: *Vive Henri quatre* an, und die Bürger von Versailles empfingen sie mit dem Freuden-Rufe: « Es leben unsere Pariserinnen! »

Viele Weiber giengen nun zu den Soldaten des Regiments Flandern, um sie auf alle Art zu verführen, und es gelang ihnen nur allzuwohl, trotz den Befehlen der Officiere, sie nicht in die Reihen zu lassen. Eine von ihnen, die schöne Therouenne de Mericour, ritt in einem prächtigen Amazonen-Kleide durch die Glieder, und vertheilte Geld, um sie zur Rebellion aufzuwiegeln. Mirabeau und die Verschwornen eilten aus der National-Versammlung, wo man schon Vormittags von ihrem Anzuge unterrichtet war, ihnen entgegen, und munterten sie durch Geld und Versprechungen auf.

Um vier Uhr verlangten die Weiber vor der National-Versammlung zu erscheinen; nur ihrem Sprecher Maillard und 12 Weibern wurde erlaubt, in die Schranken zu treten, aber viele drängten sich mit ein, und nahmen unter den Deputirten Platz. Maillard sprach nun von der Hungersnoth in Paris, und verlangte die Erlaubniſs, alle Häuser zu durchsuchen, um das versteckte Korn zu finden, und zugleich die Entfernung des Regiments Flandern. Seine Rede war mit Schmähungen gegen die Versammlung gewürzt, und die Weiber unterstüzten ihn mit lärmendem Geschrey. Um die unangenehme Scene zu enden, erhob sich der Präsident, um sich mit einer Gesandtschaft zum Könige zu begeben; fünf Weiber folgten ihm dahin. Der Präsident Mounier stellte sie dem Könige vor, und erzählte, in welcher schrecklichen Lage sich Paris befände. Der König versprach Alles zu thun, was in seiner Macht sey, und befahl den Weibern Wein und Essen zu geben, und sie in den königlichen Wagen nach Paris zurückzubringen. Marie Chabry, ein Freudenmädchen aus dem Palais royal, sollte die Sprecherin seyn, doch Schrecken zog ihr eine Ohnmacht zu. Der König labte sie selbst mit Wein, und umarmte sie und die übrigen Weiber, auch gab er ihnen ein schriftliches Versprechen, der Hungersnoth abzuhelfen. Als sie zu den andern Weibern vor dem Schloſshofe kamen, wurden sie von ihnen miſshandelt, weil man glaubte, sie hätten Geld von dem König empfangen; vergebens leerten sie ihre Taschen, ihre Unschuld zu beweisen; auch das Schreiben des Königs ward von den Wüthenden verworfen, weil es ohne Unterschrift war. Weinend kehrte die Chabry zu dem Könige zurück, der nun unterzeichnete.

Jetzt eilten alle in die National-Versammlung, wo indessen ihre Gespielinnen allen erdenklichen Muthwillen getrieben, und den Vice-Präsidenten, Bischof von Langres und viele Mitglieder gezwungen hatten, sie zu küssen.

Das königliche Schreiben wurde verlesen, und ein Beschluſs gefaſst, das Korn von allen benachbarten Orten nach Paris zu führen. Man gab eine Abschrift davon an Maillard, aber weit entfernt, sich nun zu beruhigen, forderten er und die Weiber überall Nachsuchungen in den Häusern zu halten, und bald zeigte sich der eigentliche Zweck ihres Zuges, indem sie wuthschnaubend den Tod der Königin verlangten. Mehrere Weiber schrieen: — Sie würden nicht ruhen, bis sie ihr das Herz aus dem Leibe gerissen und es verzehrt haben würden. Wüthendes Klatschen versicherte diesen Furien Beyfall.

Auch auf dem Schloſshofe rieſen sie laut, wir wollen den Kopf der Königin auf einer Lanzenspitze nach Paris bringen. Orleans und Mirabeau, letzterer mit bloſsem Säbel, erhitzten noch die Gemüther. Die Meuchelmörder, welche nun angekommen waren, rieſen den Herzog zum Könige aus. Man ſeuerte überall auf die Gardes du Corps, mehrere von ihnen wurden getödtet, und vom Pöbel zerrissen. Die französischen Garden und das Regiment Flandern öffneten treulos den Stürmenden den Schloſshof; die Miliz von Versailles schloſs sich an sie und ſeuerte auf die Leibgarde, und diese wackern Edelleute durften sich nicht vertheidigen, weil der Beſehl des Königs sie zurück hielt, und sie sich lieber selbst opferten, als durch einen Angriff scheinbaren Vorwand zu noch gröſsern Greueln zu geben.

Der Graf d'Estaing, Commandant der Versailler Miliz, wollte mit Einverständniſs des Bürgerrathes der königlichen Familie zur Flucht verhelfen, aber der Monarch selbst und seine Gemahlin bestanden darauf, zu bleiben; auch wurden die bereits vorgeſahrnen Wagen von Volk und Soldaten aufgehalten und zurückgewiesen. Der Marquis von Favras und viele Edelleute forderten Pferde, um die Rasenden zurückzutreiben. Die Königin hielt sie ab, und sagte: «Ich willige nur dann ein, wenn das Leben des Königs in Gefahr ist — nicht für mich!»

In diesen Augenblicken des Schreckens, des Todes, war alles im Schlosse in Verzweiflung; Meuchelmörder und trunkne Weiber, Bürger und Soldaten brüllten um das Schloſs: «Tod der Königin! Wir wollen «ihren Kopf, ihr Herz; wir wollen sie zerreiſsen, vernichten!» — Alle bebten. — Marie Antoinette blieb ruhig, und sprach: «Ich habe von meiner Mutter sterben gelernt.»

BLATT XIX.

Der König verspricht mit seiner Familie nach Paris zu kommen.

Der Kanonen-Donner von dem Schlosse zu Versailles verkündet diesen Entschlufs, den 6. October 1789.

Um Mitternacht hörte man von Paris her Trommeln und Waffengeklirre. Es war La Fayette an der Spitze von 20000 Mann Bürgermiliz und ehemaligen französischen Garden. Ihnen folgten andere zwanzigtausend bewaffnete Bürger aus allen Ständen. Sie hatten den General gezwungen, sie nach Versailles zu führen; sein Leben war in Gefahr; die Bajonette seiner eigenen Soldaten drohten ihm, und er versagte; da sendete ihm der Bürger-Rath den bestimmten Befehl, — und er mufste gehorchen.

Sobald er in Versailles angekommen war, begab er sich zum König, und nach der Unterredung mit ihm, befahl der Monarch, um die Ruhe wieder herzustellen, dafs die ehemaligen französischen Garden wieder ihre Wachen besetzen, und die Gardes du Corps die National-Kokarde aufstecken sollten.

La Fayette eilte, diese Befehle zu vollziehen, und der Unordnung ein Ziel zu setzen, die in ganz Versailles herrschte. Die Meuchelmörder hatten sich theils in der Stadt zerstreut, um Lebensmittel zu rauben, theils safsen sie um Feuer her und brieten und verzehrten die getödteten Pferde der Leibgardisten. Andere von ihnen standen mit brennenden Lunten bey den Kanonen, welche die Weiber aus Paris gebracht hatten, vor dem Gebäude der National-Versammlung. Der Saal der Stellvertreter der Nation bot in diesem Augenblicke das Schauspiel eines widrigen Bachanales dar.

Orleans hatte den Weibern, die dort noch immer zu Hunderten mitten unter den berathschlagenden Deputirten safsen, Wein, Würste, Schinken und Brandtwein in Menge geschickt, und die trunknen Menaden begingen in der Mitte der Gesetzgeber die entehrendsten Ausschweifungen.

Der Regen strömte noch immer herab, und die Armee von Paris hatte sich selbst bey den Bürgern und in den Kirchen einquartiert; mit ihnen zugleich viele Weiber; auch hier wurde schamlos nur dem Laster geopfert.

Um drey Uhr Morgens war es La Fayetten erst gelungen, Ruhe zu stiften. Er eilte zu dem Könige, um ihm zu sagen, dafs er im Frieden schlafen könne. Die königliche Familie gieng zu Bette; nun liefs der General dem Präsidenten der National-Versammlung sagen: er könne die Sitzung aufheben, welches auch geschah, und erschöpft gieng er selbst zur Ruhe.

Tiefe Stille war dem tobenden Lärm gefolgt — kein Laut in Schlofs und Stadt — aber in dem Schweigen der Nacht reifte ein neues, ein ungeheureres Verbrechen. Der Königs-Mord wurde beschlossen.

Banditen, Soldaten und Weiber vereinten sich vor dem Schlofshofe zu der entsetzlichen That. In mehrere Schaaren getheilt, eilten sie mit dem grauenden Tage, sie zu vollbringen. Die treulosen französischen Garden, welche in der Nacht wieder die Wache des zweyten Hofes besetzt hatten, öffneten die Gitter, und nun stürzten sie mit dem gräfslichen Geheule: « Tod den Gardes du Corps, Tod der Königin! » in das Schlofs.

Viele der wackern Leibwachen wurden erschlagen. Der schändliche Orleans zeigte den Mördern selbst die Zimmer der Königin; mit Axthieben sprengen sie das Thor des Garden-Saales — die Wachen wehren sich verzweifelt, und weichen nur langsam der überlegenen Menge. Varicour und Miomandre de Ste. Marie weihen sich dem sichern Tode, um die Thüre zum Schlafgemache der Königin zu vertheidigen, indefs die übrigen Gardes du Corps die Monarchin aus dem Bette holen, sie zu retten. Im Nachtgewande flieht sie in die Zimmer des Königs, doch er selbst war auf einem andern Weg zu ihrer Hülfe geeilt, und später erst sind sie vereinigt; man bringt endlich auch den Dauphin, die Prinzessin; — die ganze Familie ist gerettet, aber die tapfern Gardisten bluten, und fallen unter den Streichen des Pöbels.

Ein Haufe Banditen wüthete in dem Schlafzimmer der Königin, und zerstach im rasenden Grimme das Bett, welches sie kaum verlassen hatte.

Jourdan, der Kopfabhauer, ein Ungeheuer von fürchterlichem Ansehen, mit wildverworrenem langen Barte, schwang überall sein blutiges Beil, und hieb den gefallenen Gardes die Köpfe vom Rumpfe, welche dann auf Picken herumgetragen wurden.

La Fayette war indeſs erwacht; mit Schrecken hörte er die vollbrachten Greuel, schwang sich auf sein Pferd und flog, seine Truppen zu sammeln. An der Spitze seiner Grenadiere kommt er auf dem Schloſsplatz in dem Augenblicke an, als die Meuchelmörder eben noch sechszehn Gardisten tödten wollen; er zerstreut die Banditen, und läſst seine Soldaten auf Grenadier-Treue schwören, die Gardes du Corps zu schützen. Diese umarmen ihre Retter, und werden von ihnen im Triumphe gegen das Schloſs getragen.

Der König tritt auf den Balcon, und bittet um das Leben seiner Leibwachen. Gnade! Gnade! donnern tausend Stimmen, und dieselben Mörder, welche einen Augenblick vorher nach Blute lechzten, rufen jetzt, wie durch einen Zauberschlag verwandelt: « Hoch lebe der König! »

Man verlangt auch die Königin zu sehen, sie tritt mit ihren beyden Kindern an ein Fenster. « Kinder « weg! » brüllt die Menge; sie entfernen sich; ein Bandite, mit einer Flinte bewaffnet, schlägt auf sie an — ruhig blickt sie dem Tode entgegen und dem Mörder ins Angesicht — er bebt — sein Gewehr sinkt — und zwanzigtausend Hände lassen ihre Mordwaffen fallen, um den Heldenmuth der unglücklichen Monarchin zu beklatschen.

Dreymal muſste der König mit seiner Familie sich dem trunknen Volke auf dem Balcone zeigen; — plötzlich ruft die zahllose Menge: « Der König muſs nach Paris! nach Paris mit dem Könige! » er zögert, entfernt sich — tritt aber bald wieder vor, und spricht: « Wohlan, meine Kinder! Ich soll nach Paris — « ich will — aber nur mit meiner Frau, mit meinen Kindern. » — Unermeſsliches Freudengeschrey erwiedert seine Worte. « Hoch lebe der König! » schallt es von allen Seiten. Auch die Königin wollte sprechen, aber Schluchzen hemmte ihre Stimme. La Fayette versicherte in ihrem Namen das Volk ihrer Liebe.

Der König hatte indessen die National-Versammlung zu sich gebeten, aber, auf Mirabeaus Antrag, erklärte sie es unter ihrer Würde, sich zu ihm zu begeben. Ludwig, sich selbst überlassen, versprach um Mittag nach Paris abzureisen, und tausend Salven der Soldaten, und der Donner der Kanonen feyerten dieses Versprechen, und verkündeten die Freude des Volkes.

BLATT XX.

Der König kommt mit seiner Familie unter einer Bedeckung von mehr denn 30000 Menschen in Paris an, den 6. October 1789.

Um Ein Uhr verliefs der Zug triumphirend Versailles, aber es war nicht der Triumph des Königs, es war der Triumph des mordsüchtigen Pöbels, und schrecklich war sein Anblick. An der Spitze des Zuges waren die gefangenen Gardes du Corps von einem Theile der Pariser Milizen, und einem Schwarme Banditen umgeben. Dann kam der Kopfabhauer Jourdan, sein blutiges Beil dem Volke zeigend, mit dem Zurufe: « Das ist « die einzig ächte National-Kokarde. » Neben und hinter ihm wurden die Köpfe der erschlagenen Gardes du Corps getragen, welchen der Wagen mit der königlichen Familie folgte. Mit dem Monarchen waren die Königin, ihre beyden Kinder, Monsieur, der Bruder des Königs mit seiner Gemahlin, die Prinzessin Elisabeth und die Gouvernantes des Dauphins. Weiber mit Kränzen und Zweigen, die sie in der Orangerie zu Versailles abgerissen hatten, umtanzten wie rasende Bachantinnen den Wagen. Ihre Frechheit überstieg alle Gränzen, und ihr Hohn war gräfslich. Einige riefen der Königin zu: « O welch ein schöner Ball zum « Spielen wäre dein Kopf! » und der Künstler hat den Augenblick gewählt, wo eine Poissarde an den Wagenschlag tritt, und mit teuflischem Lächeln sagt: « Gieb uns deine Eingeweide, schöne Königin, wir wollen « uns daraus Kokarden machen. » Wem schaudert nicht bey diesem Hohne — der Hölle abgeborgt? — Mit Unwillen gehe ich schnell an diesem Gemälde vorüber, so brav es der Künstler auch bearbeitete.

Sinnig — aber düstern Sinnes — ist die Gruppe, wo ein Kerl einen Pfahl hinan klettert, um ihn zum Freyheitsbaume einzukleiden, indefs dicht neben ihm seine Kameraden sich bey der Laterne beschäftigen, und auf ein Schlachtopfer zu lauern scheinen. Freyheitsbaum und Galgen, die Basis der schrecklichen Staats-Umwälzung, im nachbarlichen Verein!! — — —

Da der Zug sich sehr langsam bewegte, und bey jedem Wirthshause halten mufste, wo der Pöbel zechte, kam er erst mit einbrechender Nacht nach Paris, und die lodernden Flammen der Fackeln liefsen ihn noch furchtbarer erscheinen.

Nicht mit hellem Freudengeschrey, sondern mit wildem Jauchzen und dumpfem Mordgeheule empfiengen ihn die Pariser. Die Weiber sprachen höhnend: «Da bringen wir euch den Bäcker und die «Bäckerinn, und den kleinen Bäckerjungen, nun wird es nicht an Brod fehlen.»

Das Leben der königlichen Familie war noch immer in Gefahr, denn Meuchelmörder umdrängten den Wagen. Als der König am Rathhause ausstieg, konnte die Wache kaum ihn schützen; mehrere Stimmen schrieen sogar — o des Entsetzens, es auch nur schreiben zu müssen. — «An die Laterne!» — und als man mühsam ihn bis in den Saal gebracht hatte, führte man ihn auf einen Thron, — sprach von Glück und Freude, — und der Maire Bailly und andere mehr beleidigten ihn noch mit ihren verdreheten Reden, indem sie ihm dankten, daſs er von freien Stücken sich entschlöſse, mitten unter seinem guten Volke von Paris zu wohnen, und diesen Schreckens-Tag einen schönen Tag nannten.

BLATT XXI.

Favras muſs vor dem Thore der Kirche zu Notre Dame sein eigenes Todes-Urtheil ablesen, den 19. Februar 1790.

Thomas de Mahis, Marquis von Favras, wurde angeklagt, eine Verschwörung gründen zu wollen, um die königliche Familie aus Paris wegzuführen, und La Fayette, Necker und Bailly zu ermorden, und daher am 24. December 1789 verhaftet und nach dem Chatelet gebracht. Mit ihm, seine unglückliche Gattin, Hedwig, Prinzessin von Anhalt-Schaumburg, obgleich sie nicht einmal des Mitwissens angeklagt war.

Favras war von seinem eilften Jahre an Officier gewesen, und hatte im Jahre 1773 die Stelle eines Premier-Lieutenants bey der Schweizer-Garde des Grafen von Provence, Bruders des Königs, bekleidet. Ein Proceſs, in Angelegenheiten seiner Gattin, bey dem Reichshofrathe, nöthigte ihn, seine Stelle nieder-

zulegen, und nach Wien zu reisen. Im Jahre 1785 gieng er nach Holland, um eine Legion für die Parthey der Patrioten zu werben; da aber sein Plan nicht gelang, kehrte er nach Paris zurück, lebte dort sehr zurückgezogen; und beschäftigte sich nur mit Projecten zur Tilgung der französichen Staatsschuld.

Seine Ankläger waren zwey seiner vertrautesten Freunde, Türcaty und Morel, denen er selbst seine Plane mitgetheilt haben sollte, indem er sich rühmte, über bedeutende Summen und mehr denn 1500 Mann gebieten zu können. Die Elenden forschten unter dem Aushängschilde der Freundschaft, und unter Versprechungen der Theilnahme, seinen Plan aus, und verriethen ihn dann.

Ganz Paris war in Schrecken und Verwirrung, und die Wuth gegen Favras überstieg alle Grenzen.

Die frühern Verhältnisse des Marquis zu dem Hause des Grafen von Provence, liefsen vermuthen, dafs dieser Prinz selbst Antheil an der Verschwörung habe, um so mehr, da man hörte, dafs Favras für Monsieur ein Anlehen von 2 Millionen erst vor kurzem negocirt hatte, — aber der Prinz erschien selbst vor den Schranken der Pariser Wahlherren, bewiefs unumstöfslich, dafs er den Marquis seit dem Augenblicke nicht mehr gesehen, und durchaus keinen Antheil an seinen angeschuldigten Planen habe; dafs er endlich das Anlehen von 2 Millionen allerdings zum Bedarfe seines Hauses negociren liefs, doch das Geschäft ganz seinem Schatzmeister überlassen habe, worüber sich dieser mit Favras verständigte, ohne dafs letzterer defshalb den Prinzen gesprochen, oder auch nur gesehen habe.

Der Prinz sprach mit so viel Ausdruck der Wahrheit, und — wie er sich selbst nannte: — als erster Bürger von Paris, mit so viel Würde und Kraft, dafs alles von seiner Unschuld überzeugt ward.

Auch Favras vertheidigte sich in seinen vielen Verhören mit Besonnenheit und Ruhe. Er konnte zwar nicht leugnen, dafs er Truppen geworben habe, aber er behauptete, sie nur zur Verstärkung der Armee in Brabant bestimmt zu haben. Uebrigens betheuerte er seine Unschuld in Hinsicht einer Gegen-Revolution, und besonders auf den Meuchelmord an La Fayette, Necker und Bailly. Der Vorwurf, den man ihm machte, sich am 5. October dem Minister Graf St. Priest, als Haupt einer Gegen-Revolution angetragen

zu haben, beruhte einzig auf dem Umstande, daſs er mit mehrern Edelleuten Pferde aus dem königlichen Marstalle forderte, um die Weiber und Meuchelmörder zu zerstreuen. (Siehe Tafel XVIII.)

Indessen war das Volk zu sehr gegen ihn erbittert worden, um auf seine Vertheidigung hören zu wollen, ja, als die Orleanisten, um die Aufstände zu vermehren, glauben machten, die Richter wollten Favras und Besenval entwischen lassen, stürmte es das Chatelet, und verlangte die Köpfe der Gefangenen. Nur mit Mühe stillte La Fayette den Aufruhr.

Am 18. Februar wurde Favras Proceſs geendigt. Die Richter schwankten, ob sie ihn nicht für unschuldig erklären sollten, aber der Pöbel drohte mit einem neuen Sturme, und forderte mit rasendem Gebrülle seinen Tod. Er wurde endlich als Urheber einer Gegen-Revolution verurtheilt, vor dem Thore der Hauptkirche Kirchenbuſse und Abbitte zu thun, und dann auf dem Greve-Platz gehangen zu werden. Erst um Mitternacht wurde dies Urtheil gefällt, aber das Volk blieb bis dahin vor dem Chatelet gelagert, und als es vorgelesen wurde, klatschten die mordsüchtigen Pariser, und riefen ein donnerndes «Bravo!»

Favras erfuhr sein Schicksal erst am andern Morgen, als der Henker in sein Gefängniſs kam, um ihm das Ludwigs-Kreuz abzureiſsen. Bey dem Vorlesen seines Urtheiles betheuerte er seine Unschuld, und zeigte die höchste Standhaftigkeit. — Zwey Stunden verschloſs er sich mit seinem geforderten Beichtvater, und bestieg um halb vier Uhr Nachmittags, mit bewundernswürdigem Muthe und Ruhe den Karren, der ihn zum Dome von Notre Dame brachte.

Starke Wachen der Bürger-Miliz begleiteten den Karren, auf dem er mit einer brennenden Kerze in seinen Händen saſs; ein zahlreicher Pöbel folgte dem Zuge unter unaufhörlichem Händeklatschen und Bravo-Rufen. Nicht erzürnt, nicht betrübt über den Jubel des verächtlichsten Volkes, blickte er kalt darauf hin. Vor der Kirche stieg er herab — betheuerte noch einmal seine Unschuld, und las dann, (wie das Urtheil es forderte) sein eigenes Todes-Urtheil mit fester, starker Stimme.

Fühlende Seelen bewunderten den Mann, der in diesem entsetzlichen Augenblicke unerschüttert blieb wie der Riesen-Dom, an dessen Pforten er stand, und die Scene machte in ihnen einen ewigdauernden,

tief erschütternden Eindruck. Gewiſs wird auch jeder Beschauer des Blattes sich tief bewegt fühlen, denn der Künstler hat sich hier selbst übertroffen, und die treue Darstellung der gigantischen Massen des Domes, in ruhiger Majestät, im Contraste mit der schrecklichen Scene, kann ihre Wirkung nicht verfehlen.

Favras verlangte nach dem Rathhause gebracht zu werden, um sein Testament zu dictiren; es wurde gestattet, und auch hier war seine Seelen-Ruhe so groſs, daſs er sogar kleine Schreibfehler verbesserte.

Sein Testament war eigentlich eine neue Vertheidigung seiner Unschuld — für die Nachwelt — sagte er; dann empfahl er seine Frau und seine Kinder der Groſsmuth seiner Landsleute und Freunde, übersendete dieser seine Börse mit 20 Louisd'or durch seinen Beichtvater, den würdigen Pfarrer von St. Paul, und verlangte nur ein anständiges Begräbniſs.

Es war indeſs ganz Nacht geworden, aber die raffinirte Bosheit der Feinde des Marquis hatte Lampen unter den Pöbel ausgetheilt, und — sogar den Galgen illuminirt. Favras blieb bis zum letzten Augenblicke standhaft — betheuerte seine Unschuld, und forderte das Volk auf, zu beten. Aber die Ungeheuer riefen ihm unter teuflischem Gelächter zu: «Springe erst, Marquis, springe!»

Favras wandte sich mit hoher Ruhe zum Scharfrichter, und sprach: «Thue deine Pflicht.» Als dieser ihn von der Leiter warf, schrien sie mit gräſslichem Hohne: «bis, bis!» (noch Einmal.)

Der Pöbel wollte den Leichnam durch die Straſsen schleifen, aber die Wache entriſs ihn demselben, und er wurde von seiner Familie begraben.

Seine unglückliche Gattin, die bis dahin unschuldig im Kerker schmachtete, wurde endlich in Freyheit gesetzt, nur um ein freudenloses Leben hinzuweinen.

BLATT XXII.

Bundes-Fest der Franzosen, den 14. Julius 1790.

Was uns die Mährchen des Orients von Palästen erzählen, die als Werke des Augenblickes unter den Händen geschäftiger Genien entstehen, haben die Franzosen zum Staunen von ganz Europa in unsern Tagen verwirklicht. Ein ungeheures Feld wird zum Schauplatze für ein ungeheures Fest in wenig Tagen bereitet, ein Amphitheater für fünfmal hundert tausend Menschen, gewiſs das gröſste, welches man jemals sah, erhebt sich; wenn gleich nur aus Erde und Holz, doch ein Wunderwerk. Gallerien, Kolonaden, Triumph-Bogen, ein Altar, 40 Fuſs hoch, alles in dem Zeitraume von einigen Wochen.

Aber es war auch das Werk von beynahe einer Million Menschen, welche die Freyheit electrisirte. Niemand schloſs sich aus. — Adel und Bettler, Soldaten und Kaufleute, Damen und Fischweiber, Greise und Kinder, alles legte Hand an, und man sah selbst den guten Ludwig XVI. ohne alle Begleitung auf das Marsfeld kommen, und einen Karren mit Erde füllen, um den Altar des Vaterlandes schneller zu erhöhen.

Aber so überraschend der Anblick der zahllosen Arbeiter, und aller Vorbereitungen zum Feste war, so sollte dieses Fest selbst alles früher gesehene, und jede Erwartung weit übertreffen.

Bereits im November 1789 war eine neue geographische und statistische Eintheilung des Reiches in 83 Departements decretirt worden, und nun schickte jedes derselben eine Gesandtschaft bewaffneter Bürger nach Paris, um dem allgemeinen Feste beyzuwohnen, und den groſsen Bund zu beschwören.

Auch andere Deputationen von allen Punkten des Reiches, eilten der Hauptstadt zu; Paris hatte Frankreich zu Gaste gebeten, und nie sah man in dieser so volkreichen Stadt einen so ungeheuern Zufluſs von Fremden.

Der 14. Julius, als Jahrstag der Erstürmung der Bastille, war zur Feyer bestimmt. Schon um 4 Uhr Morgens war das Amphitheater, welches eine halbe Million faſste, besetzt, um 8 Uhr gefüllt; aber da die meisten Männer, als bewaffnete Bürger bey dem Zuge, oder im Circus als Wache waren, so sah man auf den Stufen des Amphitheaters beynahe nichts als Frauenzimmer, jeden Alters und jeden Standes,

alle gleich, in Weiſs mit dreyfarbigen Bändern gekleidet, um das Fest der Gleichheit zu feyern. Die Freude schien sie für den Regen fühllos zu machen, welcher zuweilen in kurzen aber heftigen Schauern herabstürzte.

Um 12 Uhr verkündete der Donner der Kanonen die Ankunft des Zuges. Mehr als fünfzig tausend Staatsbürger bildeten ihn, während dreyſsig tausend ihn schon im Circus erwarteten. Eine Abtheilung der Pariser National-Garde mit Trompeten und Pauken, eröffnete den Zug, dann kamen die Wahlherren von Paris, hinter ihnen ein Theil der Miliz zu Fuſs. Jetzt trat der Maire Bailly an der Spitze des Bürgerrathes einher, ihm folgten die bewaffneten Bürger als Gesandte der 83 Departements. Von jeder Abtheilung wehte das Panier mit dem Namen des Departements, und den Ueberschriften: *Constitution,* auf der Einen, *Confédération nationale à Paris, le* 14. *Juillet* 1790, auf der andern Seite, in goldne Eichenkränze eingeschlossen. Diese Paniere von weiſsem Taft, waren alle Geschenke der Stadt Paris an die Departements.

Unter diesen bewaffneten Bürgern waren auch die Deputirten des französischen Heeres und der Sshweizer-Garde.

Rührend war die Erscheinung einer Legion von vierhundert zehnjährigen Knaben, auf deren Fahne man die Worte las: « Hoffnung des Vaterlandes. » Ihnen folgten die Veteranen, die Gesandten der Marine, die zweyte Hälfte der Bürger-Miliz, und eine Schwadron der National-Garde zu Pferde mit kriegerischer Musik, schloſs das Ganze.

Dieser ganze, majestätische Zug war schon um 9 Uhr von den Boulevards aufgebrochen, und vereinigte sich auf dem Platze Ludwig XV. mit der Procession der National-Versammlung. So traten sie in den ungeheuern Kreis, wo unermeſslicher Jubel sie empfieng; sie zogen rings um den Altar, der auf einem künstlichen Hügel stand, von welchem ringsum Stufen bis auf seinen Gipfel führten.

Die National-Versammlung begab sich in die Gallerie, welche am äuſsersten Ende des Cirkels, dem Triumph-Bogen gegenüber, für sie erbaut war; die National-Garden theilten sich zu beyden Seiten, die Deputirten der Departements rund um den Altar, auf dessen Stufen die Grenadiere sich ordneten. Auf dem gigantischen Altare selbst, — der mit allegorischen Gemählden und Innschriften geziert, und mit vier groſsen

Urnen umgeben war, aus denen Weihrauch dampfte, — prangte ein grofses vergoldetes Crucifix und vier Leuchter. Vor dem Altare war der Bischof von Autün, bestimmt, das Hochamt zu halten, und sechzig Priester, (die sechzig Sectionen von Paris bezeichnend) alle weifs mit National-Bändern.

Nun erschien der König in der Gallerie, und nahm Platz auf dem für ihn bestimmten Throne, auf dem aber eine Freyheitsmütze statt der Krone glänzte. Hinter ihm war die Königin mit dem Dauphin und der Prinzessin, der Bruder des Königs, die Minister und die fremden Gesandten.

Erst Nachmittags war der Zug ganz in dem Circus. Kanonen donnerten, das Hochamt begann: dann segnete der Bischof von Autün (Talleyrand Perigord) die drey und achtzig Paniere und die grofse Heeresfahne von Frankreich.

Neue Kanonen-Schläge und kriegerische Musik verkündigten nach dem Hochamte den grofsen Augenblick, da ganz Frankreich sich selbst schwor.

La Fayette, vom Könige dazu gewählt, bestieg zuerst mit einer Fahne den Altar, und schwur den Eid der Treue gegen die Nation, das Gesetz und den König, und Bruderliebe allen Franzosen. Alle bewaffneten Bürger erhoben zugleich den Arm, und hundert tausend Stimmen riefen ihm nach: «Ich schwöre es,» und überstimmten die einfallenden Kanonen und Feld-Musik.

De Bonnay, der Präsident der National-Versammlung, der zur Rechten des Königs safs, erhob sich, und schwur den Eid der Treue, der Bruderliebe und der Erhaltung der Constitution. Alle Mitglieder der National-Versammlung standen auf, mit erhobenem Arme, und sagten, zugleich mit ihm: «Ich «schwöre es.» Zuletzt stand der König auf, trat vor, und sprach: «Ich, König der Franzosen, schwöre «der Nation alle mir durch das Gesetz und die Staats-Constitution vertraute Macht, zur Erhaltung der «Constitution anzuwenden, und über die Ausübung der Gesetze zu wachen. Ich schwöre es!»

Eine halbe Million Menschen, jeden Alters, jeden Standes, erhob sich nun zugleich im Amphitheater und wiederholte feyerlich: «Ich schwöre es!» Die Königin hob den Dauphin in die Höhe, als sollte er mit Theil nehmen am heiligen Eide, und ein ungeheures, tief erschütterndes Freudengeschrey von neunmal

hundert tausend Menschen, in das sich Kanonendonner und kriegerische Musik mischte, machte die Erde, und jedes Herz erbeben. Der König umarmte seine Gattin und Kinder, alle Zuseher flogen von Brust zu Brust, die Krieger liefsen ihre Waffen fallen, sich in die Arme zu schliefsen. Schwüre der Bruderliebe, der Gleichheit flogen von Munde zu Munde, und Jauchzen, und Freudenthränen, und der schmetternde Ruf: «Es lebe der König, die Königin, die Nation!» endigten dies einzige Fest.

BLATT XXIII.

Fischerstechen zur Verherrlichigung des allgemeinen Bundes-Festes, gegeben den 18. Julius 1790.

Das Bundes-Fest am 14. Julius, war gewifs ein Freudenfest, ein Fest jener erhabenen, würdevollen Freude, die ich beynahe eine ernste Freude nennen möchte; — am 18. Julius glaubte man dem Volke ein Fest schuldig zu seyn, welches sich in rauschenden Vergnügen, in Scherz und Lachen, ausspricht. Am Morgen zwar, im Marsfelde, begann es in militärischen Uebungen, indem La Fayette, unter beynahe ununterbrochenem Jubelgeschrey, die bewaffneten Bürger musterte, aber bald wichen die ernsten Märsche fröhlichen Tänzen um den Altar des Vaterlandes. Die Menge der Zuseher war beynahe so grofs als am Bundestage, und ein heiterer Himmel begünstigte die Feyer; doch sollte nicht alles gut ablaufen; ein Luftballon, mit Wasser-Stoff-Gaz gefüllt, sollte die Schaulustigen ergötzen, gerieth aber im Momente des Aufsteigens in Brand, und beschädigte einige Männer, die zu nahe standen.

Nachmittags war ein Fischer-Stechen auf der Seine. Kleine Boote, artig verziert, mit fliegenden Wimpeln, rudern auf und ab, die Matrosen sind alle gleich in Weifs gekleidet, und unterscheiden sich nur durch Schärpen von zweyerley Farben als zwey Partheyen. Auf dem Vordertheile jedes Nachens steht

einer von ihnen, der sich durch Stärke oder Gewandtheit von den übrigen auszeichnet, auf einer kleinen Erhöhung. Jeder ist mit einer Stange bewaffnet, an deren Ende ein kleiner Sandbeutel befestigt ist, und sucht mit dieser stumpfen Lanze seinen Gegner hinabzustechen. Das ganze Fest hat im Grunde wenig Anziehendes, besonders da die Pariser Matrosen so ungeschickte Stecher sind, als ich nicht leicht sah, obgleich man ihnen seither beynahe bey jedem öffentlichen Feste Gelegenheit gab, sich zu üben.

Rechnet man noch die Gefahr hinzu, welche, wo nicht ihrem Leben, doch ihrer Gesundheit droht, wenn sie, im höchsten Grade erhitzt, in die kalten Fluten stürzen, so wird wohl kein fein fühlender Zuseher befriedigt von dannen gehen. Unser Zeichner aber hat seinem Blatte einen besondern Reiz, durch die Bewegung seiner Gruppen gegeben. Das treuste Bild eines französischen Volksfestes. Besonders wahr ist die Gruppe der Tanzenden im Vordergrunde, und wer den Geiger in seinem Roquelaure auf dem Fasse sieht, erinnert sich gewifs dessen Original auf den Boulevards gesehen zu haben.

Das Weib, welches eine Art von Laterne auf dem Rücken trägt, welches manche, die nicht in Frankreich waren, nicht zu deuten wüfsten, ist eine Limonade-Verkäuferin, der kleine Junge neben ihr läfst es sich eben wohl schmecken. Die übrigen Gruppen drücken in der ganzen Haltung treffend das Volk aus, welches man in einem unübersetzbaren Ausdrucke: *les badauds de Paris* nennt.

Abends gab die Stadt ein Feuerwerk auf der Seine, und ganz Paris war, wie auch schon am 14., reich illuminirt. Ueberall scholl Musik, raste der Tanz, das Volk schwamm in Freude, und vor allen bot das Fest in den herrlich erleuchteten elisäischen Feldern (ein Park, der nur durch den Platz Ludwigs XV. von den Gärten der Tuillerien getrennt wird) einen einzigen Anblick dar. Eine zahllose Menge Menschen von allen Ständen war hier durch Freude, Freyheit und Bruderliebe vereinigt, und feyerte das Glück der ganzen Nation, ihr eigenes Glück verdoppelt fühlend, indem sie es vergafs.

BLATT XXIV.

Desilles Tod zu Nancy, den 31. August 1790.

Während man sich in Paris noch immer einen süſsem Freudentaumel überlieſs, wüthete in den Provinzen der Aufruhr. Von den nördlichen Küsten bis zu den Pyrenäen, vom Rheine bis zu den Mündungen der Loire, war Alles in Gährung.

Nancy, die Hauptstadt Lothringens, und die schönste Stadt in Frankreich, war lange ruhig geblieben, doch endlich entbrannte auch hier der Dämon der Zwietracht. Die Jacobiner (die Gesellschaft fanatischer Republikaner, welche von dem Orte ihrer Zusammenkünfte in Paris, dem Jacobiner-Kloster, diesen Namen führten) hatten in Nancy einen Clubb errichtet, und wuſsten nicht nur die Bürger, sondern auch die Soldaten für sich zu gewinnen.

Drey Regimenter lagen dort in Garnison; das Infanterie-Regiment du Roy, die Dragoner von Mestre de Camp, und das Schweizer-Regiment Chateau-vieux.

Alle drey waren in vollem Aufruhr, sie hatten unter sich Ausschüsse gebildet, den Officieren den Gehorsam versagt, ja sie sogar verhaftet, und groſse Geldsummen von ihnen erpreſst.

Die Schweizer-Soldaten waren die wüthendsten, und miſshandelten ihre Officiere, bedrohten auch ihr Leben.

Zweymal schon hatte die National-Versammlung Decrete abgesendet, die Ruhe wieder herzustellen — umsonst! Der General Malseigne, abgeschickt, um Ordnung zu stiften, wurde beynahe ein Opfer ihrer Raserey. Er floh nach Lüneville, um an der Spitze der dort garnisonirenden Karabinier zu Pferde Ruhe zu gebieten. Die Dragoner, welche es wagten, ihn dahin zu begleiten, wurden theils getödtet, theils gefangen; aber schon am andern Tage wuſsten die Jacobiner auch diese Karabinier zu verführen, die nun den General selbst auslieferten, der von den Rebellen nebst dem Kommandanten von Nancy, Herrn de Noue, wie ein Verbrecher in den Kerker geworfen wurde.

Der tapfere General Bouillé, als Kommandant der Armee am Rheine und an der Mosel, sammelte die Bürger-Milizen von Metz und Toul, die Schweizer-Regimenter Castella und Vigier, das Regiment Royal-Liegois, die Grenadiere und Jäger der Besatzung von Metz und rückte gegen Nancy; zu ihm stieſsen noch die Husaren von Lauzün, das Dragoner-Regiment Royal Allemand, mehrere Dragoner-Detaschements von andern Regimentern, und zwey Compagnien Artillerie mit sechs Kanonen.

Mit dieser kleinen Armee von kaum 5000 Mann wagte er es, die Rebellen anzugreifen, welche selbst stärker, noch von mehr als 3000 bewaffneten Bürgern unterstützt wurden.

Sie schienen sich ergeben zu wollen, und schickten die Generale Malseigne und de Noue an Herrn von Bouillé, aber unter dieser Nachgiebigkeit lauerte Verrath, denn als der General ruhig mit seinen Truppen einziehen wollte, wozu die Aufrührer ihn einluden, öffneten sie die Thore, unter welchen vier Kanonen, mit Kartätschen geladen, auf die anrückenden Kolonnen gerichtet waren.

Auch Bouillé lieſs nun seine Kanonen an die Spitze der Kolonne bringen — der entscheidende Augenblick war da, — ein blutiger Bürgerkrieg sollte beginnen, eine der schönsten Städte der Verwüstung Preis gegeben werden, da sprang der siebzehnjährige Desilles, Officier vom Regimente du Roy, hervor, und warf sich auf die Kanonen; er bath, beschwor die Rebellen sich zu unterwerfen, und nicht das Signal zum gräſslichen Bruder-Morde zu geben. Die wüthenden Soldaten zogen ihn von dem Geschütze, aber Desilles, mit dem Enthusiasmus, den Vaterlandsliebe und Heldensinn gaben, mit der Kraft der Verzweiflung riſs er sich los und stürzte sich wieder auf die Feuerschlünde; er stellte sich vor die Mündung, er deckte mit seinem Körper das Zündloch — eine halbe Stunde dauerte der Kampf des edelherzigen Jünglings mit der überlegenen rohen Kraft, — da fielen zugleich vier Schüsse, und Desilles fällt — ein schönes Opfer des reinsten Patriotismus.

Die Bürger-Soldaten von Metz, die an der Spitze von Bouillé's Armee sind, stürzen sich auf die Mörder, um Desilles Tod zu rächen. Kartätschen werfen eine ganze Reihe der muthigen Kämpfer zu Boden, aber auch Bouillé's Kanonen sprühen nun Tod auf die Rebellen.

Sie fliehen, und lassen ihr übriges Geschütze, noch geladen, zurück. Die Husaren verfolgen sie, hinter ihnen im Sturmschritte des braven Bouillé's Truppen mitten durch das gräfsliche Feuer, das von Dächern, Fenstern und aus den Kellern von den verrätherischen Bürgern auf sie gemacht wird, und ihre Reihen lichtet. Der tapfere Schweizer-Officier Tschudi von Glarus, und General Bouillé selbst thun Wunder der Tapferkeit. In drey Stunden ist die Stadt erobert, und die Rebellen sind entwaffnet. Grofsmüthig verzeiht der Feldherr den Bürgern ihre Verrätherey, und Nancy wird schonend behandelt.

Schweizer und Franzosen, Soldaten und Bürger von Bouillé's kleinem Heere hatten mit Heldenmuthe gestritten, aber ihr Verlust war grofs an Officieren und Soldaten, auch die beyden Kommandanten der Bürger-Milizen von Metz und Toul waren gefallen. Der edle Desilles starb an seinen Wunden.

Die Officiere der Schweizer-Regimenter, welche vermöge der Kapitulation der helvetischen Staaten mit Frankreich, allein ihre Soldaten richten können, verurtheilten die Empörer des Regimentes Chateauvieux: Der Anführer Sorbet ward mit dem Rade, zwey und zwanzig mit dem Strange hingerichtet, ein und vierzig kamen auf die Galeeren, und die übrigen in das Gefängnifs.

Am 21. September feyerte man in Paris das Todtenfest der bey Nancy gefallenen Krieger auf dem Marsfelde. Das ganze ungeheure Amphitheater und der Altar waren schwarz bekleidet. Trophäen waren errichtet, und hundert Fahnen, mit schwarzem Flor bedeckt, standen um den Altar, an dem sechzig Priester das Todten-Amt hielten.

Desilles Brustbild wurde im Saale auf dem Rathhause zu Paris ehrend aufgestellt. Alle Edeldenkenden feyern das Andenken des siebzehnjährigen Helden.

BLATT XXV.

Der Maire von Paris geht in den Palast, um die Parlaments-Papiere zu versiegeln, im Nov. 1790.

Seit Jahrhunderten waren die Parlamenter in Frankreich als das Palladium des Staates angesehen, weil sie allein der unumschränkten Herrschaft der Könige als Schranken entgegengestellt waren. — Aber — wie schwach waren diese Schranken?

Beynahe unter jeder Regierung seit Karl IX. waren die Parlamente, und namentlich das von Paris, verwiesen worden.

Auch unter Ludwig XVI. hatte sie das nämliche Schicksal betroffen, als sie die Einregistrirung der von dem damaligen Finanz-Minister, Erzbischof von Toulouse, ausgeschriebenen Land- und Stempel-Taxen verweigerten. Das Parlament von Paris forderte damals zuerst die Zusammenberufung der Reichsstände (siehe Tafel I. u. II.) und wurde so Stifter der Revolution; aber die National-Versammlung wurde zur moralischen Muttermörderin und zerstörte die Parlamente, welchen sie ihr Daseyn verdankte. Durch einen Beschluſs vom 13. October wurden sie alle und auf ewige Zeiten aufgehoben. Die meisten wichen der Gewalt, nur das von Toulouse weigerte sich, das Decret anzuerkennen, doch wirkungslos.

In Paris waren die Mitglieder des Parlamentes zu tief gebeugt, um irgend eine Widersetzlichkeit zu wagen, und derselbe Staatskörper, der oft aller monarchischen Gewalt widerstanden hatte, löste sich jetzt, willenslos, in — Nichts auf.

Der Maire von Paris gieng im feyerlichen Zuge nach dem Palaste, um das Stadt-Siegel auf die Archive und alle Akten des Parlamentes zu drücken, aber Niemand fand sich, die Papiere zu übergeben; öde standen die Säle und Hallen der alten Themis, und Niemand widersetzte sich dem Gewalt-Schritte, den

die National-Versammlung durch zahlreiche Wachen unterstützen zu müssen glaubte. Es war eine der letzten Formen des alten Frankreichs, welche unter der eisernen Hand des Zeitgeistes zerbrach.

Schweigend sah das Volk der feyerlichen Handlung der Besitznahme zu, und bey der tiefen Stille, welche in dem sonst so geräuschvollen Palaste der Rechtsvertheidiger ihrer Altvordern herrschte, faſste die Bürger ein banges Grauen, und mancher seufzte: *sic transit!!*

BLATT XXVI.

Plünderung des Hotels de Castries in der Vorstadt St. Germain zu Paris, den 13. November 1790.

Schon zu lange hatte Ruhe in dem Umkreis von Paris geherrscht — die letzten Tage des sinkenden Jahres sollten gleich den ersten des begonnenen Jahres mit Unthaten bezeichnet werden.

Die Jacobiner, immer mehr um sich greifend, machten die Majorität der National-Versammlung; die Stimmen waren nicht mehr frey, und laut genug drohten Mirabeau und die Seinigen mit der Rache des Volkes, wenn man sich ihrer Meinung widersetzte.

Unter den Volksführern zeichneten sich auch die Brüder Karl und Alexander, Grafen Lameth aus; sie hatten längst allen Vortheilen ihres Standes entsagt, und stimmten gänzlich in die Gesinnungen des Tages.

Karl Lameth hatte den Kapitain Chauvigny beleidigt, und wurde von ihm herausgefordert; da aber früher ein Decret die Unverletzbarkeit jedes Gliedes der National-Versammlung bestimmt hatte, lehnte Lameth die Ausforderung ab, unter dem Vorwande, daſs er erst dann über sich selbst disponiren könnte, wenn er aufhörte, Repräsentant der Nation zu seyn. Die meisten Deputirten tadelten indessen seine Weigerung, und Lameth lief Gefahr, für einen Feigen gehalten zu werden. Um dieser auszuweichen, kannte er kein besseres Mittel, da er eine unüberwindliche Abneigung fühlte, sich mit dem tapfern Chauvigny zu schlagen, als anderwärts Händel zu suchen, um den Ruf des Muthes zu retten.

Er behauptete also, der Herzog von Castries habe Chauvigny gegen ihn aufgebracht, und so wenig er diese Angabe beweisen konnte, forderte er doch den Herzog im Versammlungs-Saale heraus.

Castries nahm das Cartel an — ja! er gab sogar in der Wahl der Waffen nach, obgleich diese ihm als Geforderten zustand, und sie schlugen sich, auf Lameths Antrag, auf dem Marsfelde, vor einer Menge Zeugen, die ihnen dahin gefolgt waren.

Sie fochten beyde tapfer — endlich verwundete der Herzog Lameth im Arme, aber so leicht, daſs er schon am zweyten Tage wieder hergestellt war. Das Volk war wüthend, die zahlreichen Zuseher des Zweykampfes eilten in das Palais Royal, in alle Sectionen von Paris, um Rache für Lameth zu heischen. Die Jacobiner streuten aus, die Degenspitze des Herzogs sey vergiftet gewesen und Lameth müsse sterben.

Vor allen war Menou geschäftig, das Volk zu empören; dieser bekannte Verbrecher, der in der Folge sich nur durch Gräuel berühmt machte, in Aegypten den wackern Kleber meuchlerisch morden lieſs, Religion und Vaterland verrieth, und endlich 1810 in Venedig, mit dem Fluche von Millionen belastet, starb.

Auf seinen Antrieb sammelte sich am nächsten Morgen, den 13. November, der Pöbel, zog nach der Vorstadt St. Germain vor den Palast des Marschalls von Castries, des Herzogs Vater, erbrach die Thüren, miſshandelte die Bewohner, zertrümmerte die köstlichsten Möbeln, und begieng tausend Ausschweifungen.

Schon ehe die Räuber auszogen, hatten sie überall gedruckte Zettel angeschlagen, welche den National-Garden Verderben drohten, wenn sie es wagen sollten, diese ächten Patrioten anzugreifen, und die Bürger-Miliz gehorchte, als La Fayette sie heranführte, dem Aufruhre zu steuern, gehorchte selbst dann, als der Pöbel ihr befahl, die Bajonetten abzunehmen. La Fayette muſste weichen. Auch die Vorstellungen des Maire Baillys blieben ohne Wirkung. Endlich sandte La Fayette ein treu ergebenes Reuter-Geschwader, welches die Räuber zerstreute. Im Abzuge wollten sie auch das Schloſs der Tuillerien plündern, aber die tapfere Schweizer-Garde wies sie zurück.

Der Herzog von Castries muſste nach der Schweiz fliehen, und nur allzuklar war es erwiesen, daſs man nichts gegen den Uebermuth der Jacobiner unternehmen dürfe, ohne der Wuth des Volkes zu unterliegen.

BLATT XXVII.

Die ersten Tage des Maymondes zu Paris 1791, oder die von der National-Versammlung, den 19. Hornung 1791 decretirte zollfreye Einführung.

In Frankreichs alter Verfassung hatte nichts mehr den Hafs des Pöbels erregt, als die Einrichtung der Mauth; dieser Druck traf das Volk so unmittelbar, dafs jeder ihn fühlen mufste; auch war gleich in den ersten Tagen der Revolution ein Angriff auf die Mauthhäuser geschehen, und die Schlagbäume wurden verbrannt.

Die Vortheile, welche das Mauth-System der Staatskassa brachte, waren aber so grofs, dafs die National-Versammlung lange zögerte, es aufzuheben, und da sie endlich dem wiederholten, dringenden Verlangen weichen mufste, das Decret am 19. Februar zu geben, suchte sie wenigstens die Ausübung desselben so lange als möglich zu verschieben.

Endlich, in der Nacht vom 30. April auf den 1. May wurde durch Kanonen das Zeichen gegeben, dafs die Einfuhr zollfrey sey. An allen Barrieren hatte sich eine grofse Menge Volkes versammelt, unabsehbare Reihen von beladenen Wagen, zahlreiche Heerden waren vor den Schranken gelagert, die Seine wimmelte von Fahrzeugen; alle Boote, alle Pferde, alle Waaren, waren mit Blumen, Zweigen und Bändern geschmückt. Mit Ungeduld erwartete man das Signal, und als es nun durch die Nacht donnerte, erhob sich Jauchzen und Freudenruf, und der Zug begann unter Musik und Jubel.

Der Maire Bailly, der überall ängstlich um die Volks-Gunst buhlte, benutzte auch diese Gelegenheit, sie in höherem Grade zu gewinnen, er fuhr von Barriere zu Barriere, er sorgte überall für Spielleute und Wein, er hielt kleine Reden, und weinte helle Zähren — sein Haupthebel in Freude und Leid — das Volk jubelte, aber gewann nichts, denn weit entfernt, dafs durch die Aufhebung der Zölle die Lebensmittel im Preise sinken sollten, stiegen sie vielmehr von Tag zu Tag, und der arme Pariser, der bey den ewigen Unruhen wenig arbeitete und wenig gewann, konnte kaum mehr sein Leben fristen. Die Kleinhändler

machten die Preise nach ihrem Belieben, und wer es gewagt hätte, Ordnung einzuführen, hatte den Laternen-Pfahl zur aufmunternden Perspektive.

Die Bearbeitung der Platte ist übrigens allerliebst: so ein reges Leben auf dem Lande und auf dem Flusse, solch ein munteres Gewühle muſs das Auge ergötzen, und die Zeichnung ist so treu und rein, daſs man gerne dabey verweilt. Seinen skoptischen Geist hat indessen der Künstler nicht verläugnen können, und die beiſsende Satyre ist um so mehr zu bewundern, da die Original-Platten in Paris gestochen wurden, und zu einer Zeit, wo solche Scherze oft im blutigen Ernste gerochen wurden. Doch scheint es, als habe der Künstler seinen eigenen Kopf riskiren wollen, um die kopflose Freyheit anzubringen, und sein Hieb ist um so treffender, da er gerade dahin, wo der verstümmelten Göttin der Kopf stehen sollte, einen Kerl aus dem Hefen des Pöbels, als *tête postiche* inoculirt, indeſs ein anderer dito die Stelle ihrer verlornen rechten Hand vertritt. Ja wohl war der Pöbel die rechte Hand und der Kopf dieser kopflosen Freyheit!

BLATT XXVIII.

Ereigniſs zu Vincennes, den 28. Februar 1791.

So viele Versuche, die öffentliche Ruhe zu stören, und die Schreckens-Tage des Julius 1789 wieder herbey zu führen, waren durch des edeln La Fayettes Klugheit und Muth vereitelt, aber die Jacobiner ruhten nicht, denn sie waren noch weit von ihrem Ziele entfernt, das Königsthum ganz zu stürzen, und auf seine Trümmer nicht des Volkes — sondern ihre eigene Herrschaft zu gründen. — Nur zu bald sollten sie es erreichen.

Keine Gelegenheit wurde vernachläſsigt, das Volk gegen den Hof zu entflammen. Man hatte, um die römische Hierarchie zu zerstören, den Geistlichen einen Eid abgefordert, der sie von Roms Banden befreyte. Viele unter ihnen hielten diesen Eid der Religion gefährlich und ihrem Gewissen entgegen, und weigerten sich, ihn zu leisten, die ihn aber leisteten, schienen frommen Seelen ihrer Würde vergeben zu haben, und wurden von ihnen nicht mehr als Seelsorger anerkannt.

Auch die Tanten des Königs, die Prinzessinnen Adelheid und Victoria, theilten diese Meinung und wollten, ihrem Gewissen zu genügen, nach Rom reisen. Die National-Versammlung, der Bürgerrath, Soldaten und Volk widersetzten sich dieser folgenlosen Reise, öfters wurden die Prinzessinnen angehalten, aber der König blieb fest auf seinem Willen, daſs sie als freye Bürgerinnen nicht gehindert werden dürften, und sie verlieſsen endlich Frankreich, und entgiengen dem Verderben.

Wüthend über das Gelingen dieser Reise, sammelte sich der Pöbel vor den Tuillerien, und verlangte mit lautem Geschrey die Wiederkehr der Prinzessinnen, die Bürgermiliz gehorchte auch hier, wie bey der Plünderung des Hotels von Castries, dem Volke, und nahm auf seinen Zuruf, die Bajonette von den Gewehren; hier wie dort bemühte sich Bailly umsont, aber hier wie dort erschien auch La Fayette an der Spitze seiner Grenadiere, und zerstreute das Gesindel.

Das forderte Rache, und schon wenige Tage darauf glaubten die Jakobiner, das Mittel gefunden zu haben, das Volk zu derselben Wuth, wie am 14. Julius 1789 zu steigern, da sie eine neue Bastille gefunden hatten.

Eine Stunde von Paris ist das Schloſs und der Park von Vincennes. Neben dem neuen Palaste, der öfters der Sommer-Aufenthalt der königlichen Prinzen gewesen war, thürmet sich die alte Veste kühn empor, die schon seit langen Zeiten als Staatsgefängniſs gebraucht wurde, und in der auch der groſse Condé zur Zeit der bürgerlichen Kriege gefangen war.

Der Bürgerrath von Paris hatte Befehl gegeben, diesen Thurm auszubessern, weil sich die Gefangenen in der Hauptstadt so häuften, daſs die zahlreichen Gefängnisse nicht mehr genügen konnten. Diesen Umstand benutzten die Jacobiner, um das Volk glauben zu machen, diese zweyte Bastille sey bestimmt, bey einer nahen Gegen-Revolution als Central-Punkt der aristokratischen Heere zu dienen, um von da aus Paris zu bezwingen.

Der leichtgläubige Pöbel schäumte vor Wuth, und zog in zahlreichen Schaaren nach Vincennes, um das Gebäude niederzureiſsen, welches so vielen Jahrhunderten getrotzt hatte. La Fayette, immer aufmerksam auf die Volks-Bewegungen, sandte sogleich mehrere Compagnien der National-Garde, von

Reuterey und Artillerie unterstützt, dahin. Vergebens widersetzten sich die Bewohner der Vorstadt St. Antoine, die treuen Anhänger der bösen Sache, ihrem Zuge, — sie kamen nach Vincennes, als der Pöbel schon mit Niederreißen beschäftigt war.

Der Maire von Vincennes, angethan mit dem Zeichen seiner Würde, der dreyfarbigen Schärpe, eilte mit dem Bürgerrathe und dem Militaire nach der Burg, und befahl im Namen der Nation, des Gesetzes und des Königs, die thörichte Arbeit zu unterlassen. Folgsam stiegen sie vom Thurme, wurden aber von der Wache umringt und verhaftet.

Das zahlreiche Gesindel, welches von der National-Garde vom Schloßhofe verdrängt worden war, wollte indessen die Miliz ihrerseits zu Gefangenen machen, und schloß die Gitterthore, um Zeit zu gewinnen, Hülfe aus Paris zu erwarten.

Ihr Anschlag mißglückte; einige Kanonen-Schüsse sprengten die Pforten, die Reuterey zerstreute den Pöbel, und siegend zogen die Krieger mit einigen und sechzig Gefangenen nach Paris. In der Vorstadt St. Antoine lauerte Verrath, man schoß aus den Häusern auf die Bürger-Soldaten, aber nur Einer wurde getödtet, wenige verwundet und die gute Sache triumphirte.

BLATT XXIX.

Den in den Tuillerien anwesenden Edelleuten werden gewaltsam alle Waffen abgenommen, den 28. Februar 1791.

In Paris war indessen alles in der gröſsten Bestürzung, und besonders ergriff die Freunde des Königs eine namenlose Unruhe, da die Jacobiner laut drohten, an diesem Tage einen entscheidenden Schlag zu thun. Furcht und Argwohn wuchsen, da man einen dem Clubbe ergebenen Edelmann in den Tuillerien verhaftet, und einen Dolch bey ihm gefunden hatte. Auf diese Nachricht eilten viele bewaffnet herbey, um das Leben des Königs mit Aufopferung des ihrigen zu vertheidigen. Der Herzog von Villequier, als Marschall des Palastes, hatte schon vor einiger Zeit einen verborgenen Eingang in das Schloſs öffnen lassen, um in diesen gefahrvollen Tagen sich unbemerkt Hülfe zu schaffen, oder dem drohenden Unglücke zu entgehen. La Fayette selbst kannte diesen Eingang nicht, und dieses Verhelen, welches von Argwohn gegen ihn zeugte, mochte seinen Ehrgeiz beleidigt haben, denn wir sehen ihn hier zum Erstenmale mit einer Hitze, ja wohl mit einer Rauhheit handeln, welche von seiner sonstigen Mäſsigung sonderbar absticht.

Der König war eben von der Beylegung der Unruhen in Vincennes unterrichtet worden, und trat in den Saal, wo seine Vertheidiger versammelt waren, um sie zu beruhigen. Viele giengen, viele blieben noch, von einer bangen Ahnung zurück gehalten. Diese Ahnung sollte an ihnen selbst erfüllet werden, denn als sie nun, von der allgemeinen Ruhe überzeugt, das Schloſs verlassen wollten, wurden sie in den Vorhallen von den Bürger-Soldaten angehalten, miſshandelt, durchsucht, und ihre verborgenen Waffen ihnen abgenommen. Dies alles war das Werk weniger Augenblicke, wurde aber mit so vieler Rohheit vollzogen, daſs das Geräusch bis in die Zimmer des Königs drang. Dieser forderte die noch Gegenwärtigen auf, ihre Waffen bey ihm niederzulegen, — sie gehorchten, aber auch das schützte sie nicht. Auch sie wurden miſshandelt, zu Boden geworfen, und mit Kolben und Bajonetten verwundet. Die Grenadiere verlangten nun von La Fayette, er solle sie zu dem Könige führen, um die dort zurückgelassenen Waffen

zu holen. Er verweigerte es, als aber der König selbst einem seiner Adjutanten die Erlaubnifs ertheilte, die Waffen zu dem General-Major Gouvion bringen zu lassen, trat La Fayette selbst mit sechs Grenadieren in das Schlafgemach des Königs, liefs die Pistolen und Dolche, welche auf einer Kommode lagen, forttragen, und sogar diese Kommode öffnen und durchsuchen. Der General war in der höchsten Wuth, drohte, und sagte: «Nur ihm gebührte es, für die Sicherheit des Monarchen zu wachen, Niemand dürfe sich «zwischen den König und die Bürger-Miliz stellen, und alle, die da heimlich in den Palast schlichen, «wären Verräther an dem Vaterlande.» Er begab sich endlich hinweg, aber die Waffen, die man zu Gouvion bringen sollte, wurden unterwegs von Soldaten und Pöbel gröfstentheils geraubt und zerbrochen.

So wurde das Ansehen der Freunde des Königs und des Adels ganz untergraben, und die Democraten triumphirten.

BLATT XXX.

Mirabeaus Leichengepränge, den 4. April 1791.

Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau, war ein Sprößling eines altadelichen Stammes in der Provence. Das Genie schien erblich in seiner Familie. Sein Vater, der Marquis von Mirabeau, hatte sich durch seine Schriften vielen Ruhm erworben, und die Talente des jungen Grafen, vorzüglich seine Beredsamkeit, waren sehr glänzend, aber er verdunkelte sie durch seine Laster.

Seine ganze Jugend war ein Gewebe von Schandthaten. Als Officier mufste er seiner Feigherzigkeit wegen seinen Abschied nehmen; als Ehemann wurde er geschieden, weil er seine Frau auf das abscheulichste mifshandelte, und ihr grofses Vermögen, so wie das seinige, verschwendete. Seiner Unordnungen halber liefs ihn sein eigener Vater auf das Chateau d'Yf bey Marseille bringen, aber selbst als Gefangener verführte er die Frau des Gefangenwärters, und verleitete sie zum Diebstahle. Als man ihn hierauf nach einer andern Festung brachte, gelang es ihm, den Kommandanten zu bewegen, ihn auf Ehrenwort in einer benachbarten

Stadt zu lassen, aber auch hier verführte er die Frau eines angesehenen Magistrates, und bewog sie, die Chatoulle ihres Mannes zu stehlen, und mit ihm nach der Schweiz zu entfliehen; von da gieng er nach Holland. Das Parlament von Paris verurtheilte ihn als Verführer und Dieb zum Schaffotte, und da er selbst flüchtig war, wurde er *in Effigie* enthauptet. Seine Familie suchte sich seiner zu bemächtigen, es gelang, und er blieb vierthalb Jahr Gefangener in dem Schlosse von Vincennes; endlich befreyt, lebte er von den Geschenken gutwilliger Weiber, gieng mit einer derselben nach England, und ernährte sich kümmerlich als Schriftsteller.

Nun schien ihm ein besseres Loos zu winken; die französische Regierung schickte ihn mit geheimen diplomatischen Aufträgen nach Berlin, aber da diese eben nicht rechtlich waren, und entdeckt wurden, mufste er sich schnell entfernen, und kehrte nach Frankreich zurück. Da eben zu jener Zeit sich die Revolution verbreitete, und bald darauf die Reichsstände berufen wurden, öffnete sich ihm ein neuer Wirkungskreis. Er gieng nach der Provence, drängte sich dort in die Versammlungen des Adels; obgleich er kein Recht dazu hatte, weil er nicht Gutsbesitzer war. Er glaubte sogar als Deputirter dieses Standes ernannt zu werden, aber der Adel stiefs ihn aus, und Mirabeau wüthend über diese Beleidigung, erklärte sich nun laut für den dritten Stand, miethete, um sich diesem ganz anzueignen und Aufsehen zu machen, einen Tuchladen, wo er selbst verkaufte. Dieses Betragen und seine Beredsamkeit machten ihn zum Idole des Volkes, und in Aix und Marseille erwies man ihm beynahe göttliche Ehre.

Als Deputirter des dritten Standes auf der National-Versammlung zu Paris war er der kühnste Sprecher, der entschlossenste Gegner des Königthums und der alten Rechte.

Er wurde Orleans vertrautester Freund, und schmiedete alle die Plane, welche diesen zum Protector des Reiches, und endlich zum Könige erheben sollten, weil er durch ihn herrschen wollte. Er war auch der Urheber der Gräuel am 5. und 6. October 1790, (siehe Blatt XVIII, XIX und XX.) Als er defshalb mit Orleans vom Gerichtshofe des Chatelets criminalisch angeklagt wurde, antwortete er nur durch Spott und frechen Hohn, und suchte durch neue Unruhen die Aufmerksamkeit des Publikums von dieser Geschichte abzulenken.

Bis dahin war also sein ganzes Leben eine Reihe von Verbrechen und Greueln, aber in den letzten Zeiten änderte er seine Gesinnungen so vortheilhaft, dafs er selbst seinen Feinden, die immer seine Talente bewundern mufsten, Hochachtung abnöthigte. Traurig, dafs er schon beym Beginnen dieser neuen Laufbahn enden mufste.

Wein und Weiber hatten schon in der Jugend seinen Körper geschwächt, und da er ihnen nie entsagte, und während dem er in der National-Versammlung war, unermüdet arbeitete, brach plötzlich die Maschine unter dieser Last; ein Gallenfieber ergriff ihn, und nach wenigen Tagen starb er mit Muth und Standhaftigkeit.

Nie hat wohl die Krankheit und der Tod eines Mannes so allgemeinen Eindruck gemacht, als der des Mirabeau; — ganz Frankreich trauerte um ihn, und selbst seine erbittertsten Feinde waren schmerzlich betroffen. Die National-Versammlung beschlofs, dafs die Kirche der heiligen Genovefa zur Ruhestätte für alle grofsen Männer Frankreichs bestimmt werden solle; mit der Ueberschrift: «Das dankbare Vaterland «den grofsen Männern;» und dafs Mirabeau der erste seyn solle, dem die Ehre würde, dort zu ruhen.

Am 4. April Abends, wurde die Leiche feyerlich erst in der Kirche zu St. Eustache eingesegnet, und dann in Ste. Genovefa neben dem grofsen Descartes beygesetzt. Die ganze National-Versammlung (mit Ausnahme Karl Lameths, seines einzigen unversöhnlichen Feindes) der Bürgerrath und der General-Staab von Paris, alle Minister, die Wahlherren, alle Mitglieder der verschiedenen Clubbs in Paris, die hundert Schweizer, die Invaliden, das Bataillon der Kinder, und sämmtliche Pariser Milizen waren bey dem Leichenzuge, der eine halbe Meile Wegs einnahm, und über drey Stunden dauerte.

Sechzehn Bürger-Soldaten trugen den Sarg, auf dem eine Bürgerkrone und eine Fahne der National-Garden lag.

Die Kirche von St. Eustache war ganz schwarz ausgeschlagen, in der Mitte war ein Katafalk errichtet. Unter der Trauer-Musik wurden die Todten-Gebete verrichtet, und nach einer prunkvollen Leichenrede gaben die Bürger-Milizen in der Kirche selbst die Salven, worauf der Zug nach Ste. Geniève aufbrach, und dort den Sarg beysetzte.

Alles war in stiller Trauer, oder schluchzte dem Entschlafenen nach, und keiner ist, der nicht, trotz seiner Laster, sagen mufste: «Er war ein grofser Mann.»

BLATT XXXI.

Freye Einfuhr nach Paris, den 1. May 1791.

Der Künstler wiederholt sich hier selbst. Er giebt bey dem Monate Februar, wo der Beschluſs erst gefaſst wurde, die Darstellung als Anweisung auf die Zukunft, und nun im May die Gegenwart selbst. Indeſs muſs man ihm Dank wissen, daſs er den Gegenstand so lieblich verändert, und auch hier ein artiges Gemälde aufstellt.

BLATT XXXII.

Gefangennehmung des Königs Ludwig zu Varennes, den 22. Jun. 1791.

Immer mehr und mehr beschränkte die siegende Parthey der Jacobiner die Macht des Königs, sie war bald nur Schein, und seine Freunde zitterten für seine Freyheit — sein Leben.

Der tapfere Bouillé hatte mehr als einmal versucht, den König zu bewegen, Paris zu verlassen, und unter dem Schutze seiner treuen Truppen seinen Feinden zu trotzen, aber stets vergebens. Endlich häuften sich die Unbilden gegen den König und seine Familie so sehr, daſs seine oft versuchte Geduld ihre Grenzen berührte, und zerbrach.

Am 18. April wollte der Monarch, um sich zu zerstreuen, vielleicht auch, um zu erproben, in wie ferne er frey sey, — mit seiner Familie eine Reise nach dem nahen St. Cloud unternehmen. Die Jacobiner entbrannten bey der ersten Nachricht von dieser Spazierfahrt, und lieſsen das Volk glauben, der König wolle das Reich verlassen. Ein zahlreicher Pöbel begab sich nach den Tuillerien, doch hielt er sich entfernt, um nicht durch sein Andrängen die Anstalten zur Abreise zu stören; kaum aber war die königliche Familie in dem Wagen, als er herbey stürmte, die Pferde aufhielt, und sich gewaltsam der Abfahrt widersetzte. Eben kam La Fayette mit der National-Garde zu Pferde heran, um den König zu begleiten, aber

das Ansehen, welches er sonst über das Volk hatte, war in dem entscheidenden Augenblicke ohnmächtig. Die Bürger-Miliz empörte sich gegen ihn, und drohte dem Könige und ihm mit den Bajonetten; sein Muth vermochte nichts gegen die überwiegende Menge, man überhäufte die königliche Familie mit den gemeinsten Schmähungen, und die Frechheit des Pöbels gieng unglaublich weit. — Die Lieblinge des Königs, die sich um den Wagen drängten, wurden hinweggerissen und mifshandelt. La Fayettes Drohung mit dem Kriegsgesetze wurde mit Hohngelächter beantwortet, und der König gezwungen, zu bleiben.

Auch die Anklage, welche er den folgenden Tag vor die National-Versammlung brachte, fand kein Gehör, und sein wiederholtes dringendes Verlangen, die Reise zu unternehmen, um zu beweisen, dafs er frey sey, wurde abgewiesen.

Nun erst lieh er Bouillé's Anträgen Gehör, und beschlofs, sich nach Montmedy zu begeben, um in diesem festen Platze, umgeben von treuen Kriegern, und nahe an der Grenze, den Unbilden trotzen zu können, welche seine erbitterten Unterthanen über ihn verhängten.

Der Plan war klug entworfen, — alles vorbereitet, um die königliche Familie unbemerkt von Paris zu entfernen, und Reutergeschwader von Chalons sur Marne bis Montmedy vertheilt, um die Flucht zu sichern. Die Königin hatte unter dem Namen einer Baronin von Korf, von dem Minister Montmorin, einen Pafs erhalten, der König sollte als ihr Kammerdiener gelten, und glücklich entwischten sie ihrem Palaste, der nur ihr Gefängnifs war, und erreichten die bestellten Wagen. Drey Gardes du Corps waren als Kuriere vorausgegangen; der Dauphin, die Kronprinzessin, und Prinzessin Elisabeth, die Schwester des Königs, begleiteten sie; — in einem zweyten Wagen war ihr Gefolge.

Im schnellen Fluge kamen sie bis Ste. Menehould in Champagne, mehrere von Bouillé's Detachements hatten sich, wie durch Zufall, angeschlossen, und nahe winkte schon die Freyheit, als der Verrath eines einzigen Mannes alle Hoffnungen zerstörte.

Der Postmeister Drouet zu Ste. Menehould, ein eifriger Jakobiner, hatte den König erkannt. Sein Plan war schnell entworfen, er verrieth sich nicht gegen den Monarchen, sondern liefs bald die Pferde anspannen; heimlich aber gab er dem Postillon den Befehl, einen Umweg über ein von der eigentlichen

Strafse entferntes Dorf zu nehmen, indefs er selbst, mit seinem Freunde Guillaume sich auf flüchtige Rosse warf, und auf dem nächsten Wege nach Varennes flog. Sie eilten zu dem Kommandanten der National-Garde, zu dem Vorsteher des Bürgerrathes, verkündeten des Königs nahe Ankunft, und forderten sie auf, ihn zu verhaften.

Erschrocken willigten diese in alles, was Drouet vorschlug, und eilten, die Miliz und die Einwohner zu berufen. Indefs waren die Wagen des Monarchen schon angekommen, und Drouet, um der Abreise so viel als möglich Hindernisse in den Weg zu legen, warf mit Guillaume einen beladenen Frachtwagen, der zufällig an der Brücke stand, quer über diese hin, um die Strafse zu verrammeln.

Zugleich gieng er mit einem Wirthe, Leblanc, und einigen andern dem Wagen entgegen, der eben wieder abfahren wollte, und zwang ihn mit gespannten Pistolen zu halten, und die Pässe zu zeigen. Die Hofdamen, welche im zweyten Wagen waren, stiegen aus, um in dem nahen Wirthshause den Pafs zu zeigen, und schon wollten die Bürger sie abreisen lassen, als der Postmeister sagte: Sie könnten wohl keine Fremden seyn, da man bemerkt habe, dafs sie mit den Officieren der auf dem Wege stationirten Truppen im Einverständnisse wären, und diese ihnen gefolgt wären. Man beschlofs jetzt, sie diese Nacht nicht reisen zu lassen, der König, noch immer unbekümmert, gab selbst den Befehl, die Pferde auszuspannen, und trat mit seiner Familie in das Wirthshaus, wo er mit froher Laune ein Glas Wein trank. Sausse, ein Seifensieder, und Syndicus von Varennes, kam, und bot dem Könige unter dem Vorwand mehrerer Bequemlichkeit, ein Zimmer in seinem Hause an; dankbar nahm der König es an, und gieng dahin. Noch immer glaubte er sich unerkannt, als plötzlich Sausse ihn vor sein Bild führte, und sprach: «Sire, das sind sie.» — Ein Donnerschlag für den Monarchen, doch fafste er sich bald, und sagte: «Wohlan, ich bin euer König, und suche in dieser Provinz unter treuen Unterthanen, Ruhe und Frieden, «da mir und den Meinigen in dem rebellischen Paris der Tod drohte.»

«Sie müssen dahin zurück,» antwortete trotzig der Seifensieder. Der erschrockene König umarmte, bat, beschwor ihn, diefs zu verhindern, und ihn zu retten — umsonst! — Auch war es schon zu spät; eine Menge National-Garden und Pöbel hatte sich vor dem Hause versammelt; die Sturmglocken heulten durch

die Nacht, und riefen immer mehr Bewaffnete herbey. Zwar kam auch ein Detachement Husaren, den König zu decken, aber die Bürger führten Kanonen gegen sie auf, ihr Officier wurde durch einen Pistolen-Schuſs verwundet, und die Husaren ergaben sich.

Der tapfere Bouillé hörte in seinem Hauptquartiere zu Stenay die Gefangennehmung des Königs; an der Spitze eines Dragoner-Regimentes flog er zur Rettung und Rache herbey. Varennes zitterte — man bat den König, den Marsch des Feldherrn aufzuhalten, und Ludwig, um Bürger-Blut zu schonen, schrieb selbst den Befehl, der seinen Retter entfernte. Bouillé gehorcht, und flieht, knirschend, mit seinen Officieren nach den Niederlanden.

Ein Haufen Soldaten und Bauern dringt mit Fackeln, Säbeln und Picken in das enge Zimmer, in welchem der unglückliche Monarch mit seiner Familie war, und fordert ihn auf, nach Paris zurückzukehren; vergebens beruft sich der König auf seine Rechte, auf seine Freyheit, die Barbaren antworten nur mit Schmähungen und Hohn! — Am Morgen kam ein Adjudant des Generals La Fayette, mit dem Befehle der National-Versammlung, den König gefangen nach Paris zu führen. Nun war alles verloren, und mit ruhiger Gröſse ergab sich Ludwig in sein Schicksal.

BLATT XXXIII.

Ludwig wird von Varennes zurück nach Paris gebracht, den 25. Junius 1791.

Ganz Paris war in der höchsten Bestürzung, als man die Flucht des Königs erfuhr, welches erst am 21. Junius, Morgens um 9 Uhr geschah, nachdem der König schon seit eilf Stunden die Stadt verlassen hatte. Die Lärmkanonen wurden gelöst, die Sturmglocken geläutet, alles bewaffnete sich, alles tobte in wildem Gewirre durch die Strafsen. Die Jacobiner triumphirten, und fachten die Wuth des Volkes zu vollen Flammen an. Ueberall tönten die gräfslichsten Schmähungen gegen das königliche Haus, und man vertilgte auf allen öffentlichen Gebäuden, zur kleinlichen Rache, die Worte: «König und königlich.»

La Fayetten, den man für einen Mitschuldigen der Flucht hielt, drohte das Volk zu zerreifsen, und mit Mühe entgieng er seinem Grimme.

Die National-Versammlung war betäubt von dem Schlage, erholte sich aber bald, um auf dem Sturz der königlichen Macht ihre eigene fester zu gründen. Sie beschlofs, dafs alle ihre Decrete mit dem königlichen Siegel bezeichnet werden, und dieselbe Kraft haben sollten, als hätte der König sie genehmigt. Sie forderte die Minister vor ihre Schranken, verbot alle Auswanderungen, oder Ausfuhren von Geld und Effekten, und rief endlich die ganze Nation zu den Waffen.

Am 22. Junius Nachts, erhielt sie die Nachricht von des Königs Gefangennehmung. Wie ein Lauffeuer flog sie durch die ganze Stadt, und der Jubel war unbeschreiblich, aber es war das wilde Jauchzen einer rachgierigen Menge, und die National-Versammlung beschlofs, Pethion, Latour-Maubourg und Barnave, als Deputirte dem Könige entgegen zu senden, um seine Reise zu sichern. Diese Commissaire trafen die Wagen des Königs bey Epernay, und eröffneten dem Monarchen den Zweck ihrer Sendung; er dankte, und sie verkündeten den zahlreichen Milizen und bewaffneten Horden, den Befehl der National-Versammlung, den König zu schützen, und forderten auch alle Magistrate auf dem Wege auf, für Ruhe und Sicherheit zu

wachen. Man gehorchte, und der Zug konnte nun ruhig sich der Hauptstadt nähern, da früher das Leben der königlichen Familie mehr als Einmal in Gefahr war.

Bey Varennes konnte die Bürger-Miliz nur mit Mühe einen wüthenden Fleischer zurück halten, der mit seinem Schlachtmesser den Monarchen zu morden drohte.

Indefs war dieser Zug, wenn gleich minder gräfslich als der vom 6. October (siehe Blatt XX.) doch immer sehr traurig. Am 25. Morgens, brach er von Meaux gegen Paris auf, in Bondy trafen sie die Bürger-Miliz von Paris, welche sich nun mit den zahllosen bewaffneten Schaaren vereinte, die ein beträchtliches Heer bildeten, und sechzehn Kanonen mit sich führten. In dem ersten Wagen war die Königin zwischen den Deputirten Latour-Maubourg und Barnave; letzterer hielt den Dauphin auf seinem Schoofse, auf dem Rücksitze safs Ludwig, neben ihm Pethion, der die Kronprinzessin hielt. Vorne auf dem Bocke waren die drey Gardes du Corps, die den König als Kuriere begleitet hatten, gefesselt, in einem zweyten Wagen die Kammerfrauen der Königin, und in einem dritten, mit Zweigen und Blumen bekränzten, Drouet und seine Helfer, die überall mit Jubel empfangen wurden, indefs man den Wagen des Königs stillschweigend vorüber fahren liefs. Ein unzählbares Volk war überall versammelt.

Sobald der König in den Tuillerien angekommen war, erhielt er und seine ganze Familie Wache, alle Ausgänge bis auf Einen wurden zugemauert, eine Menge Soldaten füllten das Schlofs, selbst auf den Dächern standen Schildwachen, und der gute König war der Gefangene seiner Unterthanen.

BLATT XXXIV.

Voltaire's Triumph, den 11. Julius 1791.

Tiefe Stille herrschte in Paris seit der Rückkehr des Königs. Dieses deutungsvolle Schweigen beunruhigte die National-Versammlung — mehr noch die Jacobiner. Es mufste irgend etwas geschehen, um das Volk aus diesem gefährlichen Hinbrüten zu wecken, und ein glänzendes Fest schien am sichersten auf die schaulustigen Pariser wirken zu können. Die Veranlassung war bald gefunden. Arouet de Voltaire wurde — und mit Recht — als einer der Stifter der Revolution betrachtet, weil er durch seine Schriften zuerst die Gährungen in den Gemüthern hervorgebracht hatte, welche sie zu der Revolution vorbereiteten. Seine Apotheose mufste also alle Anhänger des neuen Systems interessiren, und sie wurde beschlossen.

Voltaire war im Jahr 1778 in Paris gestorben. Fanatische Priester versagten ihm ein Begräbnifs, ihm, der noch vor wenigen Tagen der Stolz Frankreichs, der gröfste Philosoph seines Jahrhunderts genannt wurde, ihm, den man öffentlich gekrönt, und mit zahllosen Beweisen von Ehrfurcht überschüttet hatte.

Einer seiner Verwandten liefs heimlich seinen Leichnam nach der Abtey Scellieres bringen und begraben.

Der Marquis von Villette, welcher Voltaire's angenommene Tochter geheirathet hatte, entwarf nun auf Verlangen der National-Versammlung einen Plan, Voltaire's Triumph zu feyern.

Am 10. Julius 1791, wurde sein Sarg, von dem Pariser Bürgerrathe, von vielen National-Garden und einem zahlreichen Volke begleitet, von Scellieres abgeholt, in einen dazu verfertigten Sarkophag nach antiker Form gesetzt, und nach Paris geführt.

Auf den Ruinen der Bastille, in der Voltaire einst gefangen war, hatte man einen prächtigen Katafalk errichtet, dessen Innschrift sagte: «Dafs an dem Orte, wo ihn einst der Despotismus im Kerker hielt, «ihm nun das Vaterland seine Ehrfurcht bezeugt.»

Hier blieb der Sarg über Nacht. Am Morgen des 11. Julius sollte der Zug nach dem Pantheon beginnen, und eine ungeheure Menge Volkes war versammelt, ihn zu schauen; aber der Himmel war dieser Apotheose nicht günstig, der Regen strömte herab, und umsonst wartete man bis Nachmittags, um sein Ende zu erwarten.

Endlich entschlofs man sich, dem Uebel Trotz zu bieten, und setzte sich, der strömenden Fluten nicht achtend, in Bewegung.

Das Ganze war im altrömischen Kostüme, und mufste in dem modernen Paris eine drollige Wirkung machen; die Senatoren und Lictoren aus der Opern-Garderope, bildeten den komischsten Contrast mit den Fischweibern und National-Garden, und dem ernsten Zuseher mufste dieser Ernst ein Lächeln abzwingen.

Voran Dragoner der National-Garde, und das Bataillon der Knaben, die Jacobiner, die Bestürmer der Bastille, und Sansculotten aus der Vorstadt St. Antoine; alle Abtheilungen mit Fahnen, auf welchen Densprüchelchen aus Voltaire's Tragödien standen; dann die Brustbilder des Voltaire, Rousseau, Franklin, Dessilles und Mirabeau, die Schweizer-Garden, und hinter ihnen vermummte Römer, die Voltaire's Statue trugen. Vier Lastträger, die auf einer Bahre eine vollständige Ausgabe von seinen Werken trugen, junge Mahler und Bildhauer als Griechen, und Dichter in schwarzen Frack mit Leyer und Posaune, das lächerlichste Quodlibet.

Endlich kam der ungeheure Triumphwagen, über 30 Schuh hoch, mit sechzehn weifsen Rossen bespannt und von römischen Soldaten begleitet. Voltaire's Sarg stand darauf, aber man konnte ihn nicht sehen, weil ihn ein hohes Gerüst bedeckte, auf dem die wächserne Bildsäule des Philosophen ruhte, über der ein Bild des Ruhmes einen Lorbeerkranz hielt. Auf vier Candelabren brannten Wachskerzen, und Musikanten sangen sein Lob unter dem Accompagnement von antiken Instrumenten. Dann folgte Paarweise die sehr moderne National-Versammlung, der Bürgerrath, die Minister etc. und Invaliden — schlossen den Zug.

An den Schauspielhäusern hielt der Zug, um die Statue ein paarmal zu bekränzen. Vor Villettes Hause bekränzte sie seine Pflegetochter noch ein drittesmal, wobey recht hübsche Frauenzimmer in weifsen griechischen Gewändern, auf einem kleinen Amphitheater figurirten, und nun trabte die Prozession, wohl durchnäfst, nach dem neuen Pantheon, um den Sarg neben dem des Mirabeau beyzusetzen.

So endete diese kostspielige Komödie, die aber doch ihren Zweck nicht verfehlte, weil sie die Pariser beschäftigte, und ihren Blick von ernsten Dingen ablenkte.

BLATT XXXV.

Publication des Kriegs-Gesetzes auf dem Marsfelde, den 17. Jul. 1791.

Die National-Versammlung, in Hinsicht auf die constitutionsmäſsige Unverletzlichkeit des Königs, hatte, nach den lebhaftesten Debatten am 15. Julius endlich beschlossen, daſs gegen den Monarchen keine Anklage wegen seiner Flucht nach Varennes statt haben könne, sondern daſs diese einzig gegen den General Bouillé gewendet werden müsse, welcher als Urheber des Planes zu betrachten sey, und sich selbst in einem derben Briefe an die National-Versammlung, als solchen bekannte.

Diese Erklärung brachte die Jacobiner in Wuth. Sie hatten Vernichtung des Königthums beschlossen, und Frankreich sollte eine Republik werden. Die Flucht des Königs schien ihnen die herrlichste Gelegenheit, ihren Plan auszuführen, und nun sahen sie sich wieder so weit vom Ziele entfernt. Doch verloren sie nicht den Muth. Der Pöbel muſste aufgebracht werden, der Pöbel das Werk ausführen, das sie entworfen hatten.

Maximilian Robespierre, ehemals Advocat in Arras, und Deputirter des dritten Standes bey der National-Versammlung, war einer der wüthendsten Democraten. Sein Ehrgeiz lieſs ihn einen gänzlichen Umsturz der Monarchie wünschen, um in der neuen Republik sich selbst zu heben. Durch diesen Haſs des Königthums und einige Redner-Talente, war er der Liebling des Pöbels geworden, und leitete ihn nach seinem Gefallen; auch hier wurde er sein Führer zu dem verwegensten Schritte. Er eilte von Versammlung zu Versammlung, von Hause zu Hause mit dem Schreckens-Rufe: «Alles ist verloren, denn «der König ist gerettet!»

Auf sein Anstiften drängte sich der Pöbel in den Jacobiner-Clubb, und verlangte von ihm eine Bittschrift um Abschaffung des Königthums. Gerne willfahrten sie einem Wunsche, den sie selbst erzeugt hatten, und beriefen das Volk auf das Marsfeld, um die Schrift zu unterzeichnen.

Am 16. Julius versammelte es sich in zahlreichen Schaaren auf dem Marsfelde — auf demselben Marsfelde, wo dieselben Franzosen vor einem Jahre Treue der Nation, dem Gesetze, und dem Könige geschworen hatten.

Jetzt stand auf dem Vaterlands-Altare das Brustbild des schändlichen Robespierre mit der Umschrift: « Dem um das Vaterland Verdienten », und aufrührerisches Geheul forderte den Sturz des Königs, dem sie hier in namenloser Freude zugejubelt hatten.

Die Jacobiner forderten alle auf, die Bittschrift an die National-Versammlung zu unterschreiben, zu welchem Zwecke sie eine Menge Schreib-Materialien herbeygeschafft hatten. Das Gedränge war unbeschreiblich groſs, und stieg noch am 17. Julius, als an einem Sonntage.

Orleans Emissaire waren beschäftigt, durch Geld und Worte die Wuth des Pöbels noch mehr zu reizen, und himmelan stieg das rasende Geschrey: « Tod den Bourbons! Tod La Fayetten! Verderben « der National-Versammlung! »

Zwey Unglückliche, die ferne vom Gewühle unter dem Schatten des Vaterlands-Altares frühstückten, wurden von dem Pöbel ermordet, unter dem Vorwande, als hätten sie eine Pulver-Mine, die nicht existirte, anzünden wollen, um das Volk in die Luft zu sprengen. — Die National-Versammlung schickte einige Bataillons Bürger-Miliz ab, um den tobenden Haufen zu zerstreuen, aber sie wurden, unter einem Hagel von Steinen, zurückgeworfen.

Angst und Schrecken herrschte in Paris, da schritt endlich der Bürgerrath zu ernsten Maaſsregeln; das Kriegsgesetz wurde erklärt, die rothe Fahne wehte von dem Rathhause, und La Fayette selbst eilte an der Spitze zahlreicher National-Garden nach dem Marsfelde. — Auch jetzt vertheidigten sich die Rebellen, aber La Fayette lieſs Feuer auf sie geben. Zwölf wurden getödtet, mehrere verwundet, die Soldaten stürzen mit gefälltem Bajonette auf sie — die Aufrührer flohen — und noch vor Nacht war die groſse Empörung gestillt.

BLATT XXXVI.

Proclamation der Constitution auf dem Markt-Platze *des Innocents*, den 14. September 1791.

Nach so vielen schrecklichen Auftritten schien Paris einiger Ruhe zu geniefsen, und selbst die Freude sollte wieder in ihre alten Rechte treten.

Die National-Versammlung war ernstlich bemüht, den Frieden aufrecht zu erhalten, und das grofse Werk der Constitution, welche ihn auf immer versichern sollte, zu vollenden.

Am dritten September 1791 war es endlich geschehen, die Constitution, auf Freyheit und Gleichheit gegründet, bestimmte eine beschränkte Monarchie unter der Herrschaft des Gesetzes. Die Nation wurde als Souverain erkannt, und dem Könige blieb die ausübende Gewalt, aber auch diese in engen Schranken. Indessen wurde auch hier der König als unverletzlich erklärt, und die Erbfolge für die männliche Linie anerkannt.

Nachdem diese Constitution vor der National-Versammlung vorgelesen war, überbrachte sie eine Deputation von sechzig Mitgliedern noch denselben Abend unter Fackelschein, und dem Zujauchzen des Volkes, welches den ungeheuern Karoussel-Platz vor den Tuillerien ganz füllte, dem Könige, der zu diesem Zwecke aus seinem engen Hafte entlassen, sie in dem Saale des Staatsrathes erwartete.

Er nahm sie, und versprach seinen Entschlufs bald bekannt zu machen. Am folgenden Morgen wurden alle Wachen, die ihn bisher umgeben hatten, entfernt, der Garten der Tuillerien war wieder geöffnet, und wo man den König erblickte, scholl der Jubel: « Es lebe der König; es lebe die Constitution! »

Am 13. September liefs der König der National-Versammlung durch ein Schreiben wissen: Dafs er die Constitution annehme, und am 14. leistete er in dem Versammlungs-Saale den Eid. Auch hier wurden ihm und der Königin, die mit dem Dauphin in einer Tribune gegenwärtig war, zahllose Beweise des glühendsten Enthusiasmus gebracht, und als er von der ganzen Versammlung begleitet, in seinen Palast

zurückkehrte, überstimmte der Jubel des Volkes den Donner der Kanonen, das Geläute aller Glocken, und die Töne der Musik.

Erst am 18. September wurde sie durch Wappen-Herolde, welche den Bürgerrath begleiteten, an drey Plätzen der Stadt, und zuletzt auf dem Marsfelde proclamirt.

Illuminationen, Feuerwerke, Volksfeste aller Art, beschlossen das Fest und dauerten bis an den folgenden Morgen. Der König mit seiner Familie zog durch die Stadt und die elysäischen Felder, um die prächtige Beleuchtung zu sehen, und überall umtönte ihn der schmetternde Ruf: « Es lebe der König « und die Königin! » Eben so jauchzend empfieng man ihn am andern Tage in dem Opernhause, wo er seit der Revolution zum Erstenmale wieder erschien. Der Enthusiasmus für ihn war auf das höchste gestiegen, und Paris schwamm in Wonne.

Der artige Kupferstich zeigt den Zug über den Platz *des Innocents*. Man sieht, dafs auch hier die Maskerade nicht vergessen wurde, und dafs hier Alt-Franzosen paradieren, wie bey Voltaire's Triumph Römer und Griechen.

Die Sucht, auffallend zu seyn, hat diese Mummereyen überall an die Tags-Ordnung gebracht, aber ich glaube, dafs sie zu ernsten, würdevollen Handlungen schlecht passen, und wider Willen sehe ich in dem Gepränge der Stellvertreter der französischen Nation nur die Parade von englischen Bereutern, oder vagierenden Gauklern.

Nur zu bald wird die Geschichte uns lehren, dafs die prunkvolle Handlung nur Gaukeley war.

BLATT XXXVII.

Mordscene in der Kirche der Barfüsser zu Avignon, den 16. Oct. 1791.

Rings umschlossen von dem französischen Reiche liegen im Süden von Frankreich die Grafschaften Avignon und Venaissain, welche dem Pabste gehörten.

Ein herrliches Ländchen, über das die Natur alle ihre Segnungen ausgofs, und das unter der milden Regierung der Päbste glücklich war. Hier begeisterten die üppigen Umgebungen Petrarca zu seinen unsterblichen Gesängen, hier lebte unter dem Schatten der duftenden Orangen-Wälder ein frohes Volk.

Aber der finstere Geist der Revolution nahte mit seinem verderbenden Schritte auch hieher, zermalmte unter seinem Fufstritte jedes Glück, und vergiftete mit seinem Hauche alle bisherige Ruhe.

Schon in dem ersten Jahre der Revolution hatten manche Bewohner Avignons die Gesinnungen der Pariser getheilt, und Aufruhr war ihr Wunsch und ihr Bestreben — von den gleichen Grundsätzen geleitet, welche einen Robespierre, Pethion, Danton u. s. f. zum Unglücke ihres Vaterlandes beseelten. Habsucht und Ehrgeiz waren ihre Götzen, indessen sie das Volk mit den Worten Freyheit und Gleichheit bethörten.

Im Jahre 1791 brach die Empörung in Avignon aus. Lecuyer, Mainville, Duprat waren die Führer des Aufruhres; alle ehrwürdigen alten Rechte wurden vernichtet, der päbstliche Statthalter verjagt, die Regierung verworfen, Religion und Sittlichkeit mit Füfsen getreten, und unter dem Paniere der Freyheit die willkührlichsten Grausamkeiten verübt.

Ein Ungeheuer der ersten Art, Jourdan, der Kopfabhauer, setzte sich eigenmächtig an die Spitze der vollziehenden Gewalt — aber, o Himmel! welche Gestalt hatte diese vollziehende Macht? Sie selbst nannten sich nur die wackern Räuber des Heeres von Vaucluse, und alle ihre Thaten waren Räuberthaten.

Alle Anhänger der alten Regierung wurden verfolgt, und ohne Ansehung des Alters und des Geschlechtes ermordet. Der General Jourdan hielt es nicht für entwürdigend, das Amt des Büttels selbst zu vollziehen, und seines gräfslichen Beynamens stets werth zu bleiben. Die Todten-Grüfte in den Kirchen wurden

geöffnet, um die Unglücklichen lebend hineinzustürzen, ein anderes unterirdisches Gewölbe, die Eisgrube genannt, wurde mit Leichnamen gefüllt, und dann zugemauert. Die Schreckens-Scenen in Avignon übertrafen noch die Pariser Bluttage. Jourdan beschränkte sich nicht nur auf diese Stadt, sondern durchzog noch mit seinen Räubern das ganze Land, und nur die tapfern Bewohner von Carpentras wiesen ihn mit Glück, in vier Belagerungen, von ihren Mauern.

Die päbstliche Regierung war zu schwach, diesen Greueln Einhalt zu thun, man mufste sich also um die Vermittlung der französischen National-Versammlung bewerben, und wirklich schickte diese einige Deputirte, um die Sache zu untersuchen.

Diese Commissäre aber, selbst blutdürstige Jacobiner, waren weit entfernt, den Kopfabhauer Jourdan zu verdammen, sie machten vielmehr mit ihm gemeinschaftliche Sache, um durch immer neue Verheerungen Avignon und Venaissain zu zwingen, sich mit Frankreich zu vereinigen, um dem Untergange zu entfliehen.

Sie wagten sogar bey ihrer Rückkehr nach Paris, Jourdan vor der National-Versammlung zu vertheidigen und zu preisen.

Eine Deputation von Avignon, welche von dem Volke gar nicht autorisirt war, erschien am 9. Sept. vor den Schranken des Conventes, und verlangte die Vereinigung mit Frankreich; umsonst erhob sich die Stimme der Wahrheit und des Völkerrechtes dagegen; auf den Antrag des elenden Menou, der auch hier seiner Verräther-Rolle treu blieb, beschlofs die National-Versammlung durch ein Decret, die beyden Grafschaften dem Pabste zu entreifsen, und Frankreich einzuverleiben.

Die Bestürzung in Avignon war grenzenlos, — nur Jourdan, Lecuyer und seine Gefährten triumphirten, weil sie nun unter dem Schutze der Pariser Jacobiner rauben konnten.

Doch die Geduld des Volkes hatte ihre Grenzen erreicht; noch ein Streich — und sie übertrat sie — und rächte sich fürchterlich. — Der Streich fiel.

Lecuyer, der den öffentlichen und jeden Privat-Reichthum schamlos gebrandschatzt hatte, fiel auch über die Kirchenschätze her, und verkaufte alles, auch die geweihten Gefäfse an die Juden. — Diese von

der vorigen Regierung beschränkt — suchten jetzt eine kleinliche Rache, indem sie diese Kirchengefäſse öffentlich auf das unanständigste miſsbrauchten. Das Volk gerieth in Wuth über diese Entheiligung.

Lecuyer unterdrückte sie durch die Gewalt, als er aber an demselben Tage (16. October) die Gelder des Leihhauses raubte, und alles was darin war, sich zueignete, vermochte nichts mehr ihren Grimm zurückzuhalten, sie ergriffen Lecuyer, schleppten ihn in die nahe Barfüsser-Kirche, und ermordeten ihn am Altare.

Mönche und Weiber waren die Urheber dieser Empörung, weil die Entweihung der Religion auf sie am meisten wirkte; Weiber beynahe allein ermordeten ihn, und weil sie keine andern Waffen hatten, erstachen sie ihn mit ihren Scheeren. Lecuyer fiel, ein schreckliches aber gerechtes Opfer der Volks-Wuth, welche nirgend Gerechtigkeit finden konnte.

Jourdan schwur indessen, den Tod seines Gesellen fürchterlich zu rächen, er hielt Wort und Avignon schwamm im Blute.

BLATT XXXVIII.

Erstes Fest der Freyheit bey Gelegenheit der Schweizer von Chateauvieux, den 15. April 1792.

Wieder ein Fest! — aber welch ein Fest: der Triumph des Lasters.

Die Jacobiner fühlten, wie viel daran gelegen sey, das Volk für alle edlere Gefühle abzustumpfen, und ihm die höchste Gleichgültigkeit für Ehre und Menschlichkeit einzuimpfen, um es zu dem Ziele zu führen, welches sie ihm gesteckt hatten; daher erfanden sie dieses Fest, welches das bitterste Pasquill auf alle Triumphe war.

Wir haben bey der Gelegenheit von des edeln Desilles Tod (siehe Tafel XXIV.) erzählt, wie seine Mörder, die Soldaten des Schweizer-Regimentes Chateau-vieux, gestraft, und vierzig von ihnen zu den Galeeren verurtheilt wurden. Jedermann fand diese Strafe gerecht, die ihnen von ihren eigenen Landsleuten, den Officieren der Regimenter Vigier und Castella, zuerkannt wurde.

Wer hätte jemals gedacht, daſs diese frechen, nur von Habsucht geleiteten Empörer, als patriotische Helden gepriesen, und der Ehre des Triumphes würdig erkannt werden könnten? Den Jacobinern war es vorbehalten, diese märchenhafte Ungereimtheit zu verwirklichen.

Auf den Antrag eines der Mitglieder ihres Bundes, des Deputirten Biauzat, hatte die National-Versammlung von den helvetischen Staaten den Widerruf des über sie verhängten Urtheils verlangt. Die Verbrecher wurden von Brest nach Paris gebracht, mit Jubel eingeholt, mit der ehrenden Uniform der National-Garde bekleidet, und von dem rasenden Jacobiner Colot d'Herbois in den Convent geführt. Redner standen auf zu ihrem Lobe, man räumte ihnen Ehren-Plätze unter den Deputirten ein — Galeeren-Sclaven unter den Gesetzgebern der Nation!! — und um die Thorheit zu krönen, wurde decretirt, ihnen zu Ehre ein Fest der Freyheit zu halten, und einen feyerlichen Zug zu veranstalten. «Wohlan, es sey!» sprach Einer der edlern Deputirten, — «aber ich verlange, daſs man des edeln Desilles Brustbild, das man «ihm auf dem Rathhause errichtete, mit auf den Triumphwagen stellt, um den Gemordeten, und die «Mörder zugleich zu sehen — und zu beurtheilen.»

Gouvion, dessen Bruder von denselben Elenden getödtet worden war, konnte ihren Anblick in der Versammlung nicht ertragen, und verlieſs den Saal, aber alles Widerspruches ungeachtet, wurde der Triumph beschlossen. Man wähnte auch hier das Volk zu elektrisiren, aber man betrog sich — es blieb kalt, und nur der ganz gemeine Pöbel jauchzte dem sinnlosen Triumphe entgegen. Trotz allem Lobpreisen eines Pethion und Robespierre, blieb es ein erbärmliches Fest. Eine kolossale Statue der Freyheit von Pappe saſs auf einem schweren Triumphwagen, den sechzehn Pferde kaum zu schleppen vermochten; Schiffe von Pappe, Festungen von Pappe, von Lastträgern geschleppt, wieder maskirte Lictoren und Centurionen, das waren die Herrlichkeiten alle; um die Thorheit auf das weiteste zu treiben, that man der

Bildsäule Ludwig XV. über dessen Platz die Prozession zog, eine dreyfarbige Schärpe an, und warf einen dreyfarbigen Mantel um ihre Schultern! *Risum teneatis, amici!*

Der Künstler hat auch hier seiner spottenden Laune freyen Zügel gelassen. Der Silen bey diesem modernen Bacchanale ist eine treffende Satyre, und die beyden Jacobiner-Knechte auf dem Triumphwagen, von welchen Einer die Pferde so ungeschickt leitet, und der andere die papierne Freyheit in's Angesicht höhnt, sind gewiſs gut gedacht. Auch vergaſs er nicht die Jacobinisirung des verschollenen Despoten, welche in diesem Augenblicke sehr bedeutend wird. O Franzosen!!!

BLATT XXXIX.

Tod des General Dillon in der Stadt Lille, den 29. April 1792.

Die gehäuften Greuel der Franzosen, und ihre Verachtung alter Rechte, bewaffneten endlich die europäischen Monarchen gegen sie. Längst schon hatten sie mit heimlicher Furcht auf eine Nation geblickt, die dem Königthum den Untergang drohte, und nur allzuleicht überall Nachahmer finden konnte. Dieser Einfluſs auf fremde Meinungen war doppelt zu fürchten, da alle Völker schon seit Jahrhunderten gewöhnt waren, Frankreich als Vorbild anzunehmen.

Democratische Grundsätze verbreiteten sich auch wirklich mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit durch alle abendländische Reiche, und die Monarchen zitterten. — Ueberdieſs waren die meisten Höfe mit den Bourbons verwandt; das Hülfsgeschrey der ausgewanderten Prinzen fand also überall offene Ohren, und Ludwigs unverdientes Schicksal erregte das innigste Mitleiden. In Schweden und Neapel, in Ruſsland und Spanien, an der Nordsee und am mittelländischen Meere, zerrissen alle Regierungen die Bande der Freundschaft, welche sie früher mit Frankreich verbunden hatten, und ein drohendes Ungewitter zog sich auch von auſsen her über das in seinem Innern so tief erschütterte Land. Die National-Versammlung sah ihm mit kühnem Selbstvertrauen entgegen, und trotzte ihm sogar.

Zwey der mächtigsten Staaten, Oestreich und Preußen vergaßen ihre alten Zwiste, und Leopold und Friedrich Wilhelm vereinigten sich zu Pilnitz, um vereint mit sicherm Erfolge Frankreich zu bezwingen, und dem Königthume seine alte Würde wieder zu geben.

An der Spitze ihrer krieggeübten Schaaren stand Braunschweig, ein versuchter Held, und schon unter Friedrich dem Einzigen oft der Franzosen Sieger.

Der Enthusiasmus, den die neugeborne, kaum genossene Freyheit in jeder französischen Brust entflammte, ließ sie alle die Gefahren verachten; wie zum gewissen Siege zogen zahllose Schaaren nach den Grenzen, und mit Staunen sah man, wie durch einen Zauberschlag, ungeheure Heere aus Nichts entstehen. Indessen war ihre Stärke lange nur in der Zahl. Einige wenige Feldherren ausgenommen, unter denen La Fayette vor allen glänzte, waren ihre Führer ohne Kenntniß und ohne Erfahrung; die Soldaten selbst stürmten der Gefahr nur so lange entgegen, als sie sie nicht kannten, aber bey dem ersten Widerstande, den ihr heftiger Angriff erhielt, flohen sie, und klagten, zu hochmüthig, um ihre Feigheit zu gestehen, ihre Generale als Verräther an.

Dies war Graf Theobald von Dillons Fall. Es fehlte ihm weder an Muthe, noch tactischen Kenntnissen, aber seine Art Krieg zu führen, konnte den wilden Horden, die er befehligte, nicht gefallen. Seine Achtung für Völker- und Menschen-Rechte schien diesen Menschen, die keine Rechte kannten, Verrätherey, sie zwangen ihn zur Schlacht, und flohen bey den ersten Kanonenschüssen. In ihre Flucht unaufhaltsam verwickelt, kam der unglückliche General nach Lille. Laut klagten ihn die Feigen an, er sey im Einverständnisse mit dem Feinde; seine Rechtfertigung wurde nicht gehört; Soldaten und Volk umringten, mißhandelten ihn, und er fand den Tod unter den Händen der Rasenden, und sein Leichnam wurde auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

So traf später der Henkertod auch Luckner, Beauharnois, Wimpfen, Custine und andere, die Frankreich vertheidigt hatten, und La Fayette und Dumouriez waren gezwungen, ihr undankbares Vaterland zu verlassen, um ihm zu entgehen.

Bayerische Staatsbibliothek München

BLATT XL.

Blut-Scenen am 10. August 1792.

Der Untergang des Königs war beschlossen, und der Schritt, welchen Oestreich und Preußen thaten, Ludwig zu retten, beschleunigte nur sein Verderben. Es wurde den Jacobinern leicht, das Volk glauben zu machen, der unglückliche Monarch habe die fremden Kriegsheere selbst herbeygerufen, um Unglück über Frankreich zu bringen, und der letzte Funken von Volksliebe erlosch.

Um aber desto sicherer den Schlag zu führen, der Ludwig ganz zerschmettern mußte, fand man es nothwendig, die Wenigen, welche ihm noch treu ergeben waren, zu entfernen, oder zu vernichten.

La Fayette, dessen Ansehen so oft das Volk gezähmt hatte, war bey der Armee, alle Linien-Truppen waren von Paris nach den Grenzen geschickt worden, die constitutionelle Leibwache des Königs hatte man aufgelöst, nachdem sie kaum gebildet war, und Ludwigen blieb nichts als seine Schweizer-Garde — aber dies Nichts war Viel.

Diese kräftigen Alpen-Söhne hiengen mit unverletzlicher Treue an dem Monarchen, und ihre Tapferkeit war zum Sprichworte geworden; die Kapitulation der Schweizer-Staaten ließ sie einzig von dem Befehle des Königs abhängen, und ihrer Entfernung setzten sich tausend Schwierigkeiten entgegen. Zwar hatte man den König zu überreden gewußt, selbst den Befehl zu geben, daß ein Bataillon nach Compiegne marschieren sollte, aber auf die Vorstellung ihres Feldherrn, des wackern Greises d'Affry, daß es gegen die Kapitulation sey, das Regiment zu trennen, wurde der Befehl dahin geändert, daß nur 300 abgiengen; die übrigen standen felsenfest um den Monarchen.

Die Linien-Truppen in Paris wurden indeß im Sinne der Jacobiner ersetzt; man ließ die Räuber von Avignon, und die sogenannten Marseiller Horden in die Hauptstadt kommen. Die Vorstädter von St. Antoine und St. Marceau wurden bewaffnet, und ein großer Theil der Bürger-Miliz stand in Orleans Solde.

Der Bürgerrath von Paris hielt auf die Constitution, welche er beschworen hatte, und darum mufste auch er vertilgt werden, nur der feile Maire Pethion sollte der Vorsteher eines neu zu errichtenden Jacobiner-Magistrates bleiben.

Schon am 20. Julius hatte man einen Versuch gemacht, Ludwig zu stürzen, und den Pöbel zum Sturme gegen die Tuillerien geführt; (nur der Festigkeit des Bürger-Commandanten Acloque, Ludwigs innerer Gröfse, und der Verwendung der National-Versammlung war es gelungen, die königliche Familie wieder zu befreyen) aber jetzt sollte nichts sie retten. Einige Elende, unter denen der Creole Fournier, der Bierbrauer Santerre, und die wüthenden Democraten Desmoulins und Carra die ersten Rollen spielten, hatten einen allgemeinen Sturm auf die Tuillerien beschlossen, und die Vorstädter von St. Antoine und St. Marceau, und die Marseiller mit leichter Mühe dazu gewonnen.

Sie waren ihrer Sache so gewifs, dafs sie ihre Verschwörung gar nicht verhehlten, sondern laut den Tag bestimmten, an welchem sie ausbrechen sollte, es war der 9. August.

Der Hof, von dem neuen Sturme unterrichtet, war entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; der verrätherische Pethion befestigte selbst den König in diesem Willen, und ermunterte in der Folge die Truppen, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, aber welche unzulängliche Mittel standen Ludwig gegen seine zahlreichen Feinde zu Gebote! Er musterte die Schweizer, welche kaum noch tausend Mann machten, die Grenadiere der National-Garden wurden in die Tuillerien berufen, unter dem Commando ihres tapfern Generals Mandat, ein nicht allzustarkes Geschwader der Gensd'armerie hielt auf dem Caroussel-Platze, und zweyhundert Edelleute, nur mit Pistolen und Degen bewaffnet, eilten freywillig zu Vertheidigung ihres geliebten Königs herbey.

Ludwig, stets offen und freymüthig, berief selbst den Maire Pethion und die Mitglieder der National-Versammlung zu der Musterung dieser Truppen. Mandat erhielt von dem Maire einen schriftlichen Befehl zur Vertheidigung der Tuillerien, und muthig sah man der Gefahr entgegen.

Die Verschwornen ihrerseits hatten nichts versäumt, sich einen günstigen Erfolg zu versichern; an beyden Ufern der Seine zogen sie mit einbrechender Nacht gegen das Schlofs. Mandat hatte auf dem Pont

neuf ein Detachement mit Kanonen gestellt, um die Vereinigung der Feinde zu hindern, aber sie wufsten es durch List zu entfernen. Der erste Schritt, den sie unternahmen, war, in das Rathhaus zu dringen, den Bürgerrath zu überfallen, ihm zu erklären, er habe das Vertrauen der Nation verloren, und sey daher abgesetzt, und sich sogleich eigenmächtig an dessen Stelle zu ernennen. Manuel, Robespierre, Danton, Desmoulins, Fabre d'Eglentine und mehrere, dieser Gesellschaft würdig, wurden die Mitglieder des neuen Bürgerrathes. Sie beraubten die ehemaligen Rathsherren der Zeichen ihrer Würde, der dreyfarbigen Schärpen, schmückten sich selbst damit, und in diesem Costüme flogen einige von ihnen auf den Pont neuf, um dem Officiere der National-Garde, im Namen des Bürgerrathes, den Abzug zu befehlen.

Dieser, unbekannt mit der neuen gewaltsamen Aenderung, gehorchte, die Brücke war frey, und die Mörder-Schaar vereinigt.

Auch Mandat wurde in die Falle gelockt; indem er noch die Vertheidigungs-Anstalten ordnete, erhielt er mehrmal den Befehl, auf das Rathhaus zu kommen. Auch er wufste nichts von den Vorfällen, die dort Statt gehabt hatten, aber er weigerte sich lange, zu gehen, weil seine Gegenwart im Schlosse so nöthig war. Der Syndicus Röderer befahl es ihm bey seiner Pflicht, und er eilte auf das Rathhaus, ohne weitere Befehle zu geben, ohne das Commando einem andern Officiere zu übertragen, weil er gleich zurückzukehren hoffte. Er sollte es nimmermehr. Als er in den Versammlungs-Saal der Rathsherren trat, war er erstaunt, nur Fremde zu treffen, und als er hörte, was geschehen war, was man von ihm forderte, trat er mit empörtem Gefühle zurück, und verliefs den Saal. Auf der Treppe schmetterte ihn ein Pistolen-Schufs todt zu Boden.

Mit ihm verlor die Vertheidigung der Tuillerien ihren Schlufsstein. Niemand wufste, welchen Plan man befolgen, wem man gehorchen sollte. Pethion war in die National-Versammlung gegangen.

Schon seit Mitternacht heulten die Sturmglocken, donnerten die Lärmkanonen, die ganze Stadt war erleuchtet, Niemand wagte es, sich dem Schlafe zu überlassen. Die Aufrührer hatten indefs das Zeughaus erbrochen, 3000 Gewehre geraubt, und zogen mit dem anbrechenden Tage des 10. Augusts vor das Schlofs. In zwey Kolonnen kam dieses Heer von mehr als hundert tausend Lastträgern, Kohlenbrennern, Lustdirnen, Taglöhnern, Fischweibern, und Marseiller Pöbel mit Kanonen, und die Jacobiner an ihrer

Spitze, zu den Tuillerien, und viele Schaaren mit Picken bewaffnet, drangen in den Garten und bis in die innern Höfe.

Der Minister Joly erbat im Namen des Königs, von der National-Versammlung eine Gesandtschaft an den rasenden Pöbel, sie verweigerte sie. Als Joly mit dieser traurigen Nachricht in das Schloſs zurück kam, beschwor der Syndicus Röderer die königliche Familie, sich unter den Schutz der National-Versammlung in ihrem Saale selbst zu begeben; die Königin weigerte sich, aber Röderer sagte, das Leben ihres Gatten und ihrer Kinder stehe auf dem Spiele und sie gieng. Zweyhundert Schweizer und dreyhundert National-Garden begleiteten sie. Am Eingange des Saales hielt sie der Pöbel auf, und drohte, und schmähte; in der Versammlung selbst — wer sollte es glauben? — erlaubte man ihnen nicht, zu verweilen, und nur mit Mühe erhielten sie die Vergünstigung, in die Loge eines Zeitungsschreibers zu flüchten.

Ihre Entfernung hatte indeſs die Vertheidiger der Tuillerien in eine noch peinlichere Lage gesetzt. Die Bürger-Miliz wollte nicht den leeren Palast vertheidigen, zog ab, und vereinigte sich sogar groſsentheils mit den Stürmern; auch die reitende Gensd'armerie that durchaus keinen Widerstand, und sprengte davon. Nur siebenhundert Schweizer blieben also, sich selbst überlassen, jeder hatte nicht mehr als sieben Patronen; die Zahl ihrer Feinde überstieg hunderttausende, unter der Anführung der Generale Westermann und Santerre; dreyſsig Kanonen waren aufgefahren; die Schweizer muſsten verloren seyn — sie wuſsten es, aber sie standen — denn sie waren Schweizer.

Westermann forderte, daſs man die Thore öffne, es wurde abgeschlagen, da lieſs er eine Kanone abfeuern, aber sie traf nur das Dach.

Ein Trupp Marseiller war kühn genug, sich der Treppe zu nähern und die Schildwache anzugreifen; fünf Schweizer eilten zu ihrer Hülfe, wurden aber von dem überlegenen Haufen überwältigt und ermordet. Nun rückten ihre Kameraden im Sturmschritte heran, ihr Feuer tödtete viele Marseiller, die andern flohen, und verlieſsen sogar ihre Kanonen, welche die Schweizer mit ihren Ladstöcken vernagelten, da sie solche aus Mangel an Munition nicht gebrauchen konnten. In kurzer Zeit hatten sie den ganzen Caroussel-Platz gereinigt.

Indessen hatte der König im National-Saale das Feuern gehört, und den Befehl ertheilt, die Schweizer abzurufen. Nur zweyhunderten konnte man in dem schrecklichen Gewühle die Ordre mittheilen; sie eilten nach der Versammlung, aber viele wurden schon auf dem Wege getödtet; und die übrigen von Miliz und Volk treulos übermannt und entwaffnet.

Der Pöbel benutzte den Umstand, dafs durch den Abzug dieser zweyhundert Soldaten die Garten-Seite ganz unvertheidigt blieb, umgieng den Palast, und kam den Schweizern auf dem Caroussel-Platze in den Rücken. Verzweifelnd fechtend zogen sie sich zurück. Achtzig von ihnen vertheidigten die grofse Treppe mit Heldenmuthe gegen die zahllosen Feinde — keiner floh, und alle achtzig fielen auf der ersten Stufe — würdig des Ruhmes der Krieger von Termopylae.

Die Mörder drangen nun in die Zimmer des Schlosses; in allen Zimmern wurde gefochten, gemetzelt; die Menge erdrückte den Muth, wenige Schweizer nur entkamen, und die Empörer mordeten alles, was sie trafen; Greise und Kinder fielen unter ihrem Stahle, und das Blut flofs in Strömen. Nun gieng es an das Plündern; Gold, Silber, Juwelen, Assignaten, waren ihre Beute. Die Garderobe der Königin und der Prinzessinnen fiel den Fischweibern zu; aus den köstlichsten Möbeln machte man Freuden-Feuer, alles wurde zertrümmert, verheert. Die Marseiller öffneten die Keller, der Wein wurde verschwendet. Gruppen von Meuchelmördern und Lustdirnen feyerten, auf den Leichen der Erschlagenen sitzend, gräfsliche Bacchanale, indefs die Kinder umher mit den Köpfen der Erschlagenen spielten. Das Quartier der Schweizer, und die Gebäude um den Caroussel-Platz standen in lichten Flammen, und mitten unter allen Greueln, welche die lebhafteste Phantasie nur erdenken kann, jubelten die Barbaren, sieg- und weintrunken: « Es lebe die Nation. »

Der 10. August ist einer der schrecklichsten Tage — der schrecklichste in der alten und neuen Geschichte, und an ihm trug man die Monarchie zu Grabe.

BLATT XLI.

Ludwig des XVI. letzte Zusammenkunft mit seiner Familie, den 20. Jenner 1793.

Das Herz des Erzählers blutet, wenn ihn die Geschichte immer nur von Greueln zu Greueln führt, um endlich mit dem entsetzlichsten zu schliefsen. — Schmerzlich ist seine Pflicht — doch mufs er sie erfüllen. Wir haben des unglücklichen Ludwigs Geschichte vom Ausbruche der Revolution bis hieher verfolgt, wir haben gesehen, wie er, ein Ball des Schicksals, von demselben Volke jetzt angebetet — jetzt mifshandelt und verflucht wurde; nur ein Werk der Hölle blieb ihnen noch übrig — ihn zum Schaffotte zu führen — und sie vollendeten es.

Nach dem entscheidenden Siege der Jacobiner am 10. August, nach der Gründung ihres Blut-Reiches in den ersten Tagen des Septembers, wo ihrer Mordsucht 8000 Opfer fielen, konnte man voraus sehen, dafs Ludwig dem schmachvollsten Tode entgegen gieng, und doch wagten seine Freunde noch manche schüchterne Hoffnung.

Das Königthum war zertrümmert, die Constitution vernichtet, der schreckliche Marat, und der noch schrecklichere Robespierre beherrschten die neue National-Versammlung, eine Versammlung von Ungeheuern, in der nur selten die Stimme der Menschlichkeit ertönte. Der Pöbel stand im Solde des feigen Orleans; die Redlichen flohen ihr Vaterland, oder verbargen sich und seufzten im Stillen über den Untergang Frankreichs. — Ludwig war ganz seinen Mördern überlassen.

Von dem Saale der National-Versammlung hatte man den Monarchen mit seiner Familie in das Gefängnifs im Tempel geschleppt.

Dieses gothische Gebäude, eine alte Burg, welche ehemals den Tempelherren gehörte, und von ihnen seinen Namen trägt, ist ein düsterer trauriger Aufenthalt, welcher die Schwermuth der Unglücklichen nur noch höher steigern mufste. Nur noch ein Trost blieb ihnen, dafs sie nicht getrennt wurden, dafs sie

vereint ihr Elend tragen durften; aber wie oft wurde auch diese letzte spärliche Quelle der Freude getrübt. Mehrere Officiere und Beamte verliefsen sie weder Tag noch Nacht, drängten sich zwischen sie, wenn sie Erlaubnifs erhielten, in die Höfe zu gehen, um freyere Luft zu athmen, und störten selbst ihre nächtliche Ruhe, um sich zu überzeugen, dafs ihnen ihre Opfer nicht entwischt seyen.

Ludwig wurde angeklagt als Hochverräther an der Nation, weil er die Schätze des Vaterlandes vergeudet, weil er die Freyheit des französischen Volkes angegriffen, und fremde Mächte zum Kriege gegen Frankreich aufgerufen habe. Man machte zum todeswürdigen Verbrechen, dafs er am 10. August sein Schlofs vertheidigte, man beschuldigte ihn der ungereimtesten Thaten; umsonst vertheidigte sich Ludwig mit aller Kraft der Unschuld, umsonst bewiesen selbst viele unter seinen Feinden, dafs nur die Minister Urheber des National-Bankerottes waren, dafs Ludwig selbst der Gründer der National-Freyheit war, und von ihnen selbst als solcher erkannt wurde, dafs seine Flucht nach Varennes nur das natürliche Streben des unschuldig Gefangenen nach Freyheit, und der Widerstand am 10. August Selbstvertheidigung war, dafs endlich der König keinen Antheil an dem Angriffe der fremden Mächte haben konnte, indem er in jener Epoche schon unter der engsten Aufsicht war. — Umsonst — umsonst! Er mufste schuldig seyn — weil sie es wollten. Der Criminal-Procefs gegen ihn wurde verhängt. Nun war er auch von seiner Familie getrennt, und in der peinlichsten Einsamkeit blieb ihm nichts als das Bewufstseyn seiner Unschuld.

Die Erlaubnifs, ihm Rechtsbeystände zu geben, war nur Spiegelfechterey, denn seine würdigen Vertheidiger Tronchet, Deseze und Malesherbes wurden kaum angehört.

Mit cannibalischer Wuth drang man nur auf schnelle Verurtheilung, und schon am 16. Jenner wurde über die Art seiner Strafe gestimmt, nachdem er am 26. December erst vor der Convention erschienen war.

Das Abstimmen dauerte vier und zwanzig Stunden. Unter 721 Richtern hatten 366 für unbedingten Tod gestimmt, für den Tod mit Bedingungen 34, für Gefangenschaft und Verbannung 319. Am 18. Jenner wurde noch Einmal gestimmt, und das Todes-Urtheil mit einer Mehrheit von 26 Stimmen bestätigt.

Noch am Abende dieses Tages hinterbrachte Malesherbes dem Monarchen diese Nachricht, er antwortete mit unbeschreiblicher Ruhe: «Wohl, so bin ich doch aus der Ungewifsheit.»

Am andern Morgen verkündigte ihm der Justiz-Minister Garat das Urtheil; bey den Worten: „Die „National-Versammlung erklärt Ludwig Capet, den letzten König der Franzosen, einer Verschwörung „gegen die Freyheit der Nation, und eines frevelnden Angriffes auf die Sicherheit des Staates schuldig;" sagte Ludwig mit tiefgerührter Stimme: „Nimmermehr! ich war nie Verräther, habe es stets gut gemeint, „und das Beste des Volkes ernstlich gewollt."

Nun verlangte der König von der National-Versammlung schriftlich drey Tage Aufschub seiner Hinrichtung, Befreyung von der Aufsicht der Beamten, und die Erlaubnifs, seine Familie ungestört sprechen zu können. Er empfahl hierauf seine Familie der Convention, und bat, sie bald in Freyheit zu setzen, und an den von ihnen gewählten Ort zu bringen. Auch seine Diener empfahl er der Wohlthätigkeit der Nation. Mündlich forderte er seinen Beichtvatr Edgeworth, einen irrländischen Priester.

Man bewilligt alles, aufser dem Aufschube der Hinrichtung; Edgeworth wurde nun mit Wache nach dem Tempel gebracht, und erst vor die Commissaire, dann zum Könige geführt. Seine Rührung beym Eintritte, seine Ehrfurcht bewegten den unglücklichen Monarchen auf das tiefste; seine Thränen strömten, und er sagte schmerzlich: „Ach! ich bin seit lange entwöhnt, solche Männer zu sehen."

Nach einer Unterredung mit seinem Beichtvater fühlte sich der König stark genug, seine Familie zu sehen. Die Königin mit ihren beiden Kindern, und seine Schwester, die Prinzessin Elisabeth, wurden in sein Zimmer geführt.

Welche Feder könnte diese Scene beschreiben? — ich vermag es nicht, denn mein Aug' umdunkeln Thränen, und ich eile schnell über diese traurigen Stunden hinweg, welche sich nicht malen, nicht erklären — nur fühlen lassen.

Ungeheurer Schmerz mufste den König im Innersten erschüttern, ihn — den Enkel so vieler Monarchen — ihn — für den Thron geboren — vor kurzem noch der Abgott seines Volkes, und jetzt gleich einem gemeinen Verbrecher zum Henkertod verurtheilt, — doch blieb er gefafst — in ruhiger Gröfse.

Aber die unglückliche Königin wurde vom Jammer überwältigt, das namenlose Leiden mufste ja ihr Herz zerreifsen — sie wälzte sich verzweifelnd im Staube — sie zerschlug ihre Brust, und rief mit Seelenangst

zum Gott der Gnade — zum Gott der Rache! Wimmernd umfaſsten die Kinder die Knie ihres Vaters, den sie nimmer wieder sehen sollten, und seine treue Schwester schluchzte, in endlosen Schmerz versunken.

Jetzt schlug die Stunde der Trennung, und neuer zerschmetternder Jammer fuhr durch jede Seele — der treue Edgeworth sprach von Trost und Ergebung; Elisabeth sagte: Wir sehen ihn morgen wieder; mit dumpfer Stimme erwiederte der König: «Wir sehen uns wieder.» — Noch eine Umarmung, noch ein Kuſs — mit lautem Klaggeschrey riſs sich die Königin von dem geliebten Gatten los — er war allein.

Starr, sprachlos blickte er lange auf den Boden, endlich drängte sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, und er sprach leise: «Das war ein schrecklicher Augenblick!

BLATT XLII.

Ludwig der XVI. mit seinem Beichtvater Edgeworth vor seinem Tode, den 21. Jenner 1793.

Noch ein sanfter Schlaf erquickte Ludwig in seinem Erdenleben — so schläft nur der Gerechte.

Morgens um fünf Uhr erwachte der König, seine Haltung war ernst, aber ruhig. Er hatte den Muth der Unschuld, den Muth des Christen. Die Religion überströmte ihn mit ihrem reichen Troste, — er wollte noch ihre heiligste Gabe — das Abendmal genieſsen.

Edgeworth verlangte von den Commissairen, daſs man das Nöthige aus einer Kirche herbeyschaffe; sie zögerten; die Elenden fürchteten Gift in einer Hostie, — Ludwig war zu groſs für einen Selbstmord.

Edgeworth überlieſs die Hostie der Sorge der Commissaire; — sie willigten endlich ein, und er las die Messe, und reichte dem Könige das Himmelsbrod. Mit hoher Andacht empfieng er es — und lebte schon jetzt nicht der irdischen Welt — er gehörte dem Himmel an.

Als Edgeworth ihn erinnerte, dafs seine Familie ihn noch einmal zu sehen hoffe, sagte der König tief gerührt: « Nein! — ich fühle es, ich würde nicht Kraft genug haben, noch einmal zu ertragen, was ich « gestern empfand, und auch den Geliebten will ich die fürchterliche Todesangst dieser Scene sparen. »

Gegen neun Uhr trat der kalte Bösewicht Santerre, der General der National-Garde, in sein Zimmer, und kündigte ihm an, dafs er ihn zum Richtplatze führen müsse. Nur noch wenige Minuten blieb der König mit Edgeworth allein, dann sagte er: « Ich bin bereit » und gieng mit der erhabensten Ruhe dem Tode entgegen. Noch einmal empfahl er seine treuen Diener den Commissairen; nun wollte er von Edgeworth Abschied nehmen, aber der würdige Geistliche sagte: « Mein Beystand ist noch nicht zu Ende. » — « Wie! » rief Ludwig — « Sie wollen mich begleiten? » « Bis an's Ende! »

Die Kutsche des Maires brachte den König auf den Platz Ludwig des XV., wo man über dem Piedestale der zertrümmerten Bildsäule das Blutgerüst errichtet hatte. Auf dem Orte, wo man seines Grofsvaters Ruhm verherrlichte, mufste sein tugendhafterer Enkel unter dem Beile sterben.

Ein zahlloses Volk war auf dem ungeheuern Platze versammelt, und füllte ihn. Furcht und Erwartung fesselten alle stieren Blicke auf das Blutgerüst, aber in keiner Miene las man Mitleid, — in vielen Schadenfreude und Blutdurst. Zwanzigtausend National-Garden standen auf dem Platze unter Gewehr; Kanonen, mit Kartätschen geladen, waren gegen das Schaffot gerichtet, welches ein starkes Reutergeschwader unter dem Befehle des unmenschlichen Santerre umgab. Ludwigs Wagen rollte langsam heran — in einem zweyten folgte der Beichtvater Edgeworth und einige Officiere.

Als Ludwig abstieg, sprach er ruhig: « Wir sind da. » — Die Henker nahten sich, er half sich selbst entkleiden. — Einen Blick voll Gröfse warf er auf das versammelte Volk — einen zweyten voll Schmerz auf die Tuillerien — auf das Schlofs seiner Väter, auf sein Schlofs, in dem er einst im Schoofse des Glückes herrschte. — Der Henker schnitt ihm dann die Haare ab, und wollte seine Hände binden. Unwillig fuhr der König zurück — da sprach Edgeworth sanft: « Liefs unser Erlöser sich nicht binden? » (dies ist der Moment des Kupferblattes) und der König reichte geduldig die Hände hin, liefs sich binden, und bestieg das Schaffot.

zum Gott der Gnade — zum Gott der Rache! Wimmernd umfaſsten die Kinder die Knie ihres Vaters, den sie nimmer wieder sehen sollten, und seine treue Schwester schluchzte, in endlosen Schmerz versunken.

Jetzt schlug die Stunde der Trennung, und neuer zerschmetternder Jammer fuhr durch jede Seele — der treue Edgeworth sprach von Trost und Ergebung; Elisabeth sagte: Wir sehen ihn morgen wieder; mit dumpfer Stimme erwiederte der König: « Wir sehen uns wieder. » — Noch eine Umarmung, noch ein Kuſs — mit lautem Klaggeschrey riſs sich die Königin von dem geliebten Gatten los — er war allein.

Starr, sprachlos blickte er lange auf den Boden, endlich drängte sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, und er sprach leise: « Das war ein schrecklicher Augenblick!

BLATT XLII.

Ludwig der XVI. mit seinem Beichtvater Edgeworth vor seinem Tode, den 21. Jenner 1793.

Noch ein sanfter Schlaf erquickte Ludwig in seinem Erdenleben — so schläft nur der Gerechte.

Morgens um fünf Uhr erwachte der König, seine Haltung war ernst, aber ruhig. Er hatte den Muth der Unschuld, den Muth des Christen. Die Religion überströmte ihn mit ihrem reichen Troste, — er wollte noch ihre heiligste Gabe — das Abendmal genieſsen.

Edgeworth verlangte von den Commissairen, daſs man das Nöthige aus einer Kirche herbeyschaffe; sie zögerten; die Elenden fürchteten Gift in einer Hostie, — Ludwig war zu groſs für einen Selbstmord.

Edgeworth überlieſs die Hostie der Sorge der Commissaire; — sie willigten endlich ein, und er las die Messe, und reichte dem Könige das Himmelsbrod. Mit hoher Andacht empfieng er es — und lebte schon jetzt nicht der irdischen Welt — er gehörte dem Himmel an.

Als Edgeworth ihn erinnerte, daſs seine Familie ihn noch einmal zu sehen hoffe, sagte der König tief gerührt: « Nein! — ich fühle es, ich würde nicht Kraft genug haben, noch einmal zu ertragen, was ich « gestern empfand, und auch den Geliebten will ich die fürchterliche Todesangst dieser Scene sparen. »

Gegen neun Uhr trat der kalte Bösewicht Santerre, der General der National-Garde, in sein Zimmer, und kündigte ihm an, daſs er ihn zum Richtplatze führen müsse. Nur noch wenige Minuten blieb der König mit Edgeworth allein, dann sagte er: « Ich bin bereit » und gieng mit der erhabensten Ruhe dem Tode entgegen. Noch einmal empfahl er seine treuen Diener den Commissairen; nun wollte er von Edgeworth Abschied nehmen, aber der würdige Geistliche sagte: « Mein Beystand ist noch nicht zu Ende. » — « Wie! » rief Ludwig — « Sie wollen mich begleiten? » « Bis an's Ende! »

Die Kutsche des Maires brachte den König auf den Platz Ludwig des XV., wo man über dem Piedestale der zertrümmerten Bildsäule das Blutgerüst errichtet hatte. Auf dem Orte, wo man seines Groſsvaters Ruhm verherrlichte, muſste sein tugendhafterer Enkel unter dem Beile sterben.

Ein zahlloses Volk war auf dem ungeheuern Platze versammelt, und füllte ihn. Furcht und Erwartung fesselten alle stieren Blicke auf das Blutgerüst, aber in keiner Miene las man Mitleid, — in vielen Schadenfreude und Blutdurst. Zwanzigtausend National-Garden standen auf dem Platze unter Gewehr; Kanonen, mit Kartätschen geladen, waren gegen das Schaffot gerichtet, welches ein starkes Reutergeschwader unter dem Befehle des unmenschlichen Santerre umgab. Ludwigs Wagen rollte langsam heran — in einem zweyten folgte der Beichtvater Edgeworth und einige Officiere.

Als Ludwig abstieg, sprach er ruhig: « Wir sind da. » — Die Henker nahten sich, er half sich selbst entkleiden. — Einen Blick voll Gröſse warf er auf das versammelte Volk — einen zweyten voll Schmerz auf die Tuillerien — auf das Schloſs seiner Väter, auf s e i n Schloſs, in dem er einst im Schooſse des Glückes herrschte. — Der Henker schnitt ihm dann die Haare ab, und wollte seine Hände binden. Unwillig fuhr der König zurück — da sprach Edgeworth sanft: « Lieſs unser Erlöser sich nicht binden? » (dies ist der Moment des Kupferblattes) und der König reichte geduldig die Hände hin, lieſs sich binden, und bestieg das Schaffot.

zum Gott der Gnade — zum Gott der Rache! Wimmernd umfaſsten die Kinder die Knie ihres Vaters, den sie nimmer wieder sehen sollten, und seine treue Schwester schluchzte, in endlosen Schmerz versunken.

Jetzt schlug die Stunde der Trennung, und neuer zerschmetternder Jammer fuhr durch jede Seele — der treue Edgeworth sprach von Trost und Ergebung; Elisabeth sagte: Wir sehen ihn morgen wieder; mit dumpfer Stimme erwiederte der König: «Wir sehen uns wieder.» — Noch eine Umarmung, noch ein Kuſs — mit lautem Klaggeschrey riſs sich die Königin von dem geliebten Gatten los — er war allein.

Starr, sprachlos blickte er lange auf den Boden, endlich drängte sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, und er sprach leise: «Das war ein schrecklicher Augenblick!

BLATT XLII.

Ludwig der XVI. mit seinem Beichtvater Edgeworth vor seinem Tode, den 21. Jenner 1793.

Noch ein sanfter Schlaf erquickte Ludwig in seinem Erdenleben — so schläft nur der Gerechte.

Morgens um fünf Uhr erwachte der König, seine Haltung war ernst, aber ruhig. Er hatte den Muth der Unschuld, den Muth des Christen. Die Religion überströmte ihn mit ihrem reichen Troste, — er wollte noch ihre heiligste Gabe — das Abendmal genieſsen.

Edgeworth verlangte von den Commissairen, daſs man das Nöthige aus einer Kirche herbeyschaffe; sie zögerten; die Elenden fürchteten Gift in einer Hostie, — Ludwig war zu groſs für einen Selbstmord.

Edgeworth überlieſs die Hostie der Sorge der Commissaire; — sie willigten endlich ein, und er las die Messe, und reichte dem Könige das Himmelsbrod. Mit hoher Andacht empfieng er es — und lebte schon jetzt nicht der irdischen Welt — er gehörte dem Himmel an.

Als Edgeworth ihn erinnerte, daſs seine Familie ihn noch einmal zu sehen hoffe, sagte der König tief gerührt: « Nein! — ich fühle es, ich würde nicht Kraft genug haben, noch einmal zu ertragen, was ich « gestern empfand, und auch den Geliebten will ich die fürchterliche Todesangst dieser Scene sparen. »

Gegen neun Uhr trat der kalte Bösewicht Santerre, der General der National-Garde, in sein Zimmer, und kündigte ihm an, daſs er ihn zum Richtplatze führen müsse. Nur noch wenige Minuten blieb der König mit Edgeworth allein, dann sagte er: « Ich bin bereit » und gieng mit der erhabensten Ruhe dem Tode entgegen. Noch einmal empfahl er seine treuen Diener den Commissairen; nun wollte er von Edgeworth Abschied nehmen, aber der würdige Geistliche sagte: « Mein Beystand ist noch nicht zu Ende. » — « Wie! » rief Ludwig — « Sie wollen mich begleiten? » « Bis an's Ende! »

Die Kutsche des Maires brachte den König auf den Platz Ludwig des XV., wo man über dem Piedestale der zertrümmerten Bildsäule das Blutgerüst errichtet hatte. Auf dem Orte, wo man seines Groſsvaters Ruhm verherrlichte, muſste sein tugendhafterer Enkel unter dem Beile sterben.

Ein zahlloses Volk war auf dem ungeheuern Platze versammelt, und füllte ihn. Furcht und Erwartung fesselten alle stieren Blicke auf das Blutgerüst, aber in keiner Miene las man Mitleid, — in vielen Schadenfreude und Blutdurst. Zwanzigtausend National-Garden standen auf dem Platze unter Gewehr; Kanonen, mit Kartätschen geladen, waren gegen das Schaffot gerichtet, welches ein starkes Reutergeschwader unter dem Befehle des unmenschlichen Santerre umgab. Ludwigs Wagen rollte langsam heran — in einem zweyten folgte der Beichtvater Edgeworth und einige Officiere.

Als Ludwig abstieg, sprach er ruhig: « Wir sind da. » — Die Henker nahten sich, er half sich selbst entkleiden. — Einen Blick voll Gröſse warf er auf das versammelte Volk — einen zweyten voll Schmerz auf die Tuillerien — auf das Schloſs seiner Väter, auf sein Schloſs, in dem er einst im Schooſse des Glückes herrschte. — Der Henker schnitt ihm dann die Haare ab, und wollte seine Hände binden. Unwillig fuhr der König zurück — da sprach Edgeworth sanft: « Lieſs unser Erlöser sich nicht binden? » (dies ist der Moment des Kupferblattes) und der König reichte geduldig die Hände hin, lieſs sich binden, und bestieg das Schaffot.

zum Gott der Gnade — zum Gott der Rache! Wimmernd umfaſsten die Kinder die Knie ihres Vaters, den sie nimmer wieder sehen sollten, und seine treue Schwester schluchzte, in endlosen Schmerz versunken.

Jetzt schlug die Stunde der Trennung, und neuer zerschmetternder Jammer fuhr durch jede Seele — der treue Edgeworth sprach von Trost und Ergebung; Elisabeth sagte: Wir sehen ihn morgen wieder; mit dumpfer Stimme erwiederte der König: «Wir sehen uns wieder.» — Noch eine Umarmung, noch ein Kuſs — mit lautem Klaggeschrey riſs sich die Königin von dem geliebten Gatten los — er war allein.

Starr, sprachlos blickte er lange auf den Boden, endlich drängte sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, und er sprach leise: «Das war ein schrecklicher Augenblick!

BLATT XLII.

Ludwig der XVI. mit seinem Beichtvater Edgeworth vor seinem Tode, den 21. Jenner 1793.

Noch ein sanfter Schlaf erquickte Ludwig in seinem Erdenleben — so schläft nur der Gerechte.

Morgens um fünf Uhr erwachte der König, seine Haltung war ernst, aber ruhig. Er hatte den Muth der Unschuld, den Muth des Christen. Die Religion überströmte ihn mit ihrem reichen Troste, — er wollte noch ihre heiligste Gabe — das Abendmal genieſsen.

Edgeworth verlangte von den Commissairen, daſs man das Nöthige aus einer Kirche herbeyschaffe; sie zögerten; die Elenden fürchteten Gift in einer Hostie, — Ludwig war zu groſs für einen Selbstmord.

Edgeworth überlieſs die Hostie der Sorge der Commissaire; — sie willigten endlich ein, und er las die Messe, und reichte dem Könige das Himmelsbrod. Mit hoher Andacht empfieng er es — und lebte schon jetzt nicht der irdischen Welt — er gehörte dem Himmel an.

Als Edgeworth ihn erinnerte, dafs seine Familie ihn noch einmal zu sehen hoffe, sagte der König tief gerührt: « Nein! — ich fühle es, ich würde nicht Kraft genug haben, noch einmal zu ertragen, was ich « gestern empfand, und auch den Geliebten will ich die fürchterliche Todesangst dieser Scene sparen. »

Gegen neun Uhr trat der kalte Bösewicht Santerre, der General der National-Garde, in sein Zimmer, und kündigte ihm an, dafs er ihn zum Richtplatze führen müsse. Nur noch wenige Minuten blieb der König mit Edgeworth allein, dann sagte er: « Ich bin bereit » und gieng mit der erhabensten Ruhe dem Tode entgegen. Noch einmal empfahl er seine treuen Diener den Commissairen; nun wollte er von Edgeworth Abschied nehmen, aber der würdige Geistliche sagte: « Mein Beystand ist noch nicht zu Ende. » — « Wie! » rief Ludwig — « Sie wollen mich begleiten? » « Bis an's Ende! »

Die Kutsche des Maires brachte den König auf den Platz Ludwig des XV., wo man über dem Piedestale der zertrümmerten Bildsäule das Blutgerüst errichtet hatte. Auf dem Orte, wo man seines Grofsvaters Ruhm verherrlichte, mufste sein tugendhafterer Enkel unter dem Beile sterben.

Ein zahlloses Volk war auf dem ungeheuern Platze versammelt, und füllte ihn. Furcht und Erwartung fesselten alle stieren Blicke auf das Blutgerüst, aber in keiner Miene las man Mitleid, — in vielen Schadenfreude und Blutdurst. Zwanzigtausend National-Garden standen auf dem Platze unter Gewehr; Kanonen, mit Kartätschen geladen, waren gegen das Schaffot gerichtet, welches ein starkes Reutergeschwader unter dem Befehle des unmenschlichen Santerre umgab. Ludwigs Wagen rollte langsam heran — in einem zweyten folgte der Beichtvater Edgeworth und einige Officiere.

Als Ludwig abstieg, sprach er ruhig: « Wir sind da. » — Die Henker nahten sich, er half sich selbst entkleiden. — Einen Blick voll Gröfse warf er auf das versammelte Volk — einen zweyten voll Schmerz auf die Tuillerien — auf das Schlofs seiner Väter, auf sein Schlofs, in dem er einst im Schoofse des Glückes herrschte. — Der Henker schnitt ihm dann die Haare ab, und wollte seine Hände binden. Unwillig fuhr der König zurück — da sprach Edgeworth sanft: « Liefs unser Erlöser sich nicht binden? » (dies ist der Moment des Kupferblattes) und der König reichte geduldig die Hände hin, liefs sich binden, und bestieg das Schaffot.

Er trat an den Rand, um zu sprechen; die Musik, welche bisher lärmend getönt hatte, schwieg, und Ludwig rief mit lauter Stimme: « Franzosen! ich sterbe unschuldig! ich vergebe meinen Feinden, und « wünsche, daſs Frankreich — » — « Trommelt! » brüllte Santerre — « man darf ihn nicht hören. » — Die Trommeln wirbelten — Schmerz und Staunen hielten den König wie unbeweglich gefesselt — Der Scharfrichter zog ihn zur Guillotine — er legte sich in die Maschine — der Beichtvater kniete neben ihm, und rief: « Sohn des heiligen Ludwigs, erhebe dich zum Himmel! » — das Beil fiel — Ludwig war nicht mehr. — O hinweg! — hinweg von der gräſslichen Scene, wie der Henker das Haupt des Monarchen zur Schau trug — wie das unmenschliche Volk in dem entsetzlichen Augenblicke jubelte: « Es lebe die « Republik! » — wie sie ihre Hände und Tücher in seinem Blute badeten, und um das Schaffot höhnend tanzten — es ist zuviel! — und man wird versucht, eine Nation zu hassen, die alle Rechte — alles was menschlich — alles was heilig ist, verbrecherisch mit Füſsen tritt.

Ludwigs Leichnam wurde auf dem Magdalenen-Kirchhofe in ein mit Kalk gefülltes Grab geworfen. Sein ungerechter Mord empörte alle Staaten gegen die treulosen Machtführer der blinden Franzosen. — Der Kampf war lange und schrecklich. Zwey Jahrzehende schien die gute Sache zu unterliegen — aber endlich siegt sie — Alexander, Franz, Friedrich Wilhelm, und ihre edeln Verbündeten sind die Retter, die Rächer der Menschheit; Frankreich ist gedemüthigt, und alle Völker preisen Gott, und beten an, und sprechen: « Gott ist gerecht! »

Bayerische
Staatsbibliothek
München


LOUIS
XVI
LA LOI

Seida und Landensberg, Franz Eugen Joseph Anton <<von>>,

Denkbuch der Franzoesischen Revolution

Bd.: 1

Memmingen 1818

BA/Gall.rev. 1027 g-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11122242-0